

Die Gartenlaube

Stadt
Bücherei
Worms



Vom Ohr zum Herzen

E. K. Sie sind 42 Jahre alt, leben allein auf dem Lande und sehnen sich danach, Ihrem Dasein neuen Inhalt zu geben.

Was Ihre Anfrage nach Schloß Elmau anbelangt, so habe ich meinen damaligen Ausführungen in Heft 11, Jahrg. 31 der Gartenlaube wenig hinzuzufügen. Am besten wird es sein, Sie lassen sich einmal Prospekte von dort schicken. Nach Ihrer Darstellung der Familienverhältnisse ist es sicher das Richtige, wenn Sie Ihren Wohnort wechseln. Keinesfalls aber dürfen Sie das Misstrauen und die Verbitterung, unter der Sie nach traurigen Erfahrungen leiden, auf Ihre neue Umgebung übertragen! Ein neuer Anfang hat nur dann Sinn, wenn man wirklich mit neuen Kräften und ohne Voreingenommenheit an das Werk geht. Was Ihnen fehlt, ist, wie Sie selber fühlen, eine eigene Aufgabe. Diese zu suchen, muß Ihr erstes Ziel sein; und da Ihre Arbeit Ihnen nicht unbedingt Geld einbringen muß, werden Sie auch etwas finden, wenn Sie in einer größeren Stadt wohnen. Vielleicht nehmen Sie einmal Fühlung mit einem der vielen Frauenvereine. Da Sie ausgebildete Schwestern sind, ist vielleicht auch die Jugendwohlfahrtspflege ein Feld für Ihre Kräfte. Sprechen Sie auch mit dem Geistlichen Ihres zukünftigen Wohnortes; es gibt gerade heute so unendlich viel Not und Verlassenheit, daß freiwillig helfende Hände überall am Platze sind.

Mutter Hanna. Sie haben einen zehnjährigen Buben. Ihr Mann verlangt von dem Knaben ein besonders liebenswürdiges Wesen gegen seinen Onkel, der eine einflussreiche Stellung bekleidet und für die Zukunft des Kindes eine gewisse Rolle spielen kann. Sie aber fürchten, das Kind dadurch zur Heuchelei zu erziehen.

Ihre Bedenken sind berechtigt. Es ist vor allem verkehrt, daß der Vater dem Kind gegenüber aus seiner Berechnung kein Hehl macht, und es ist widernatürlich, daß ein Kind seine Zärtlichkeit um eines realen Vorteils willen erweisen soll! Ihr Mann muß sich darüber klarwerden, daß er durch seine Beeinflussung den sich bildenden Charakter des Kindes schon in der ersten Anlage gefährdet.

Werner, Stuttgart. Sie beklagen sich darüber, daß Ihre Freundin zur Heirat „drängt“, und sprechen mit großer Empörung von Verhextung durch „kleinbürgerliche“ Verwandte.

Schade, daß ich Ihren Brief hier nicht wörtlich abdrucken kann; er ist ein Beispiel dafür, wie man mit klangvollen Worten um den Kern einer Frage herumgehen kann, wie gut sich Schwäche und mangelnde Entschlusskraft hinter der hochgeschwungenen Fahne des „Idealismus“ verbergen. Ich will annehmen, daß Sie sich dessen nicht bewußt sind

und daß Sie an Ihre eigenen Worte glauben. Können Sie es aber einem 19jährigen Mädchen verübeln, wenn sie von der Kameradschafts- ehe nichts wissen will? Wenn Sie das Mädchen so lieben, wie Sie sagen — warum wollen Sie denn nicht heiraten? Ich kann nur annehmen, weil Sie letzten Endes Ihrer Liebe doch nicht ganz sicher sind. Es bedeutet also ein ganz großes Opfer, das Sie von Ihrer Freundin verlangen, und dies Opfer nennen Sie Ihren Idealismus?? Sie haben Geschwister; überlegen Sie sich doch einmal: Wenn Ihre Schwestern in derselben Lage wären wie Ihre Freundin, würden Sie ihr dann auch zu solchem „Idealismus“ raten?

Frau Ingeborg. Ihr Mann beklagt sich darüber, daß Ihre Kinder Sonntags Wanderungen machen, während er sie gerade an dem einzigen Tage, an dem er zu Hause ist, bei sich haben möchte.

Der Wunsch Ihres Mannes ist als solcher verständlich, und Sie müssen dem in allen Auseinandersetzungen Rechnung tragen. Es ist ja immer wieder die alte Frage: Die Eltern möchten die Kinder gern „für sich“ haben, und die Kinder fangen viel früher an, sich ein eigenes Leben zu schaffen, als den Eltern liegt ist. Es wäre töricht, diese Handlungsweise der Jungen mit dem Begriff eines kindlichen Egoismus abzutun. Da die Kinder die ganze Woche über in der Schule sind, ist ja der Sonntag für sie die einzige Möglichkeit, den ganzen Tag in der Sonne und Lust herumzutollen. Und es liegt neben der gesundheitlichen Wirkung so viel guter pädagogischer Einfluß in derartigen gemeinsamen Wanderungen, daß die Eltern so oft wie möglich ihre Erlaubnis dazu geben sollten. Wenn Kinder fühlen, daß man ihrer kleinen Welt Achtung entgegenbringt, daß man ihre Kreise nicht ohne zwingenden Grund stört, so wie sie die Kreise der Erwachsenen nicht stören dürfen, werden sie aus freien Stücken auch die Gesellschaft der Erwachsenen gern suchen.

Georg. Nach kurzer Verlobungszeit haben Sie vor einem Jahr die junge Schwester Ihres Freundes geheiratet. Vor einigen Wochen machte Ihre Frau eine Reise in die Heimat und ist seit ihrer Rückkehr so völlig verändert, so verschlossen, schen und nervös, daß Sie ratlos und erschrocken davorstehen.

Wenn Ihre Frau allen Fragen ausweicht oder höchstens mit Tränen antwortet, müssen Sie sehr behutsam sein und ihr Zeit lassen. Ihre Frau ist ja noch sehr jung; besonders Güte und Liebe wird stärkeres Vertrauen in ihr wecken, so daß sie eines Tages sich ganz von selbst aussprechen wird. Vielleicht sprechen Sie einmal mit Ihrem Freund, der als Bruder seine Schwester doch gut kennen wird. Und wenn das Befinden Ihrer Frau sich gar nicht ändern will, ziehen Sie einen Arzt zu Rate. Ich verstehe, daß Sie unter der Situation leiden, aber sehen Sie nicht gleich zu schwarz und denken Sie vor allem daran, daß sich gerade in schweren Zeiten die Liebe beweisen soll — im Glück ist es nicht schwer zu geben.

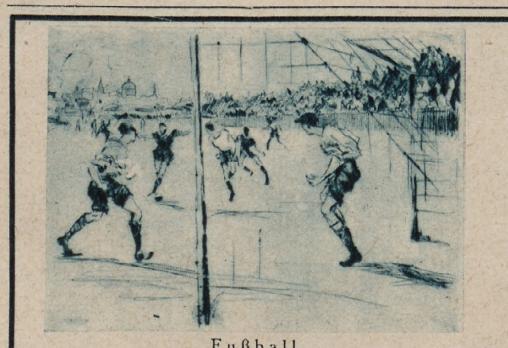


Gesunde Haut

durch tägliches Abpudern mit Vasenol-Körper-Puder! Fett- hältig und angenehm parfümiert, unterstützt der Vasenol-Körper- Puder die Haut in ihren natürlichen Funktionen. — Zur vollkommenen Körperpflege gehört deshalb:

Vasenol

KÖRPER-PUDER



Sportbilder
von Erhardt Erdmann
pro Blatt RM 6.—

aus dem

Kunstverlag Scherl
Berlin SW 68

zu haben in jeder Kunsthändlung



Die „Gartenlaube“ erscheint wöchentlich einmal. Überall erhältlich. Bestellungen in allen Buchhandlungen, Scherl-Filialen und beim Verlag. Durch die Post 1,30 Mark monatlich, Ausgabe B (mit Versicherung) 1,75 Mark monatlich einzögl. 12 Pf. Postgebühren. Hierzu 6 Pf. Bestellgeld. Die Einstellung der „Gartenlaube“ in den Lesezirkel darf nur mit Zustimmung des Verlages erfolgen. Anzeigenpreis 1,20 Mark die 5gepfäfte Millimeter-Zeile. Seiten- preise und Rabatt nach Tarif. Annahme in allen Geschäftsstellen und Generalvertretungen der August Scherl G. m. b. H. Hauptgeschäftsstelle: Heinz Melnitz in Berlin. In Österreich für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Wien, Donauplatz 4. Für den Angelegenheitsverantwortlich: A. Pieniak, Berlin. — Nachdruck verboten. — Sämtliche für die Schriftleitung, den Verlag und die Anzeigenabteilung bestimmten Einwendungen sind zu richten nach Berlin SW 68, Zimmerstraße 35-41. — Sprechzeit der Schriftleitung (Eingang im Neubau Kochstraße) nur Dienstag bis Freitag 11-1 Uhr. Verlag Ernst Neiß's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Berlin und Leipzig. Druck: August Scherl G. m. b. H., Berlin.

**Die Olympiateilnehmer
vor ihrer Abreise in Bremen
(Weser-Stadion)**

Damen von links nach rechts:

Frl. Dollfinger (100 m-Lauf), Frl. Heublein (Diskuswerferin), dahinter Frl. Notte (Hochsprung), hinter der Fahne Frl. Fleischer (Speerwerferin), Frl. Ellen Braumüller (5 Kampf-Meisterin)

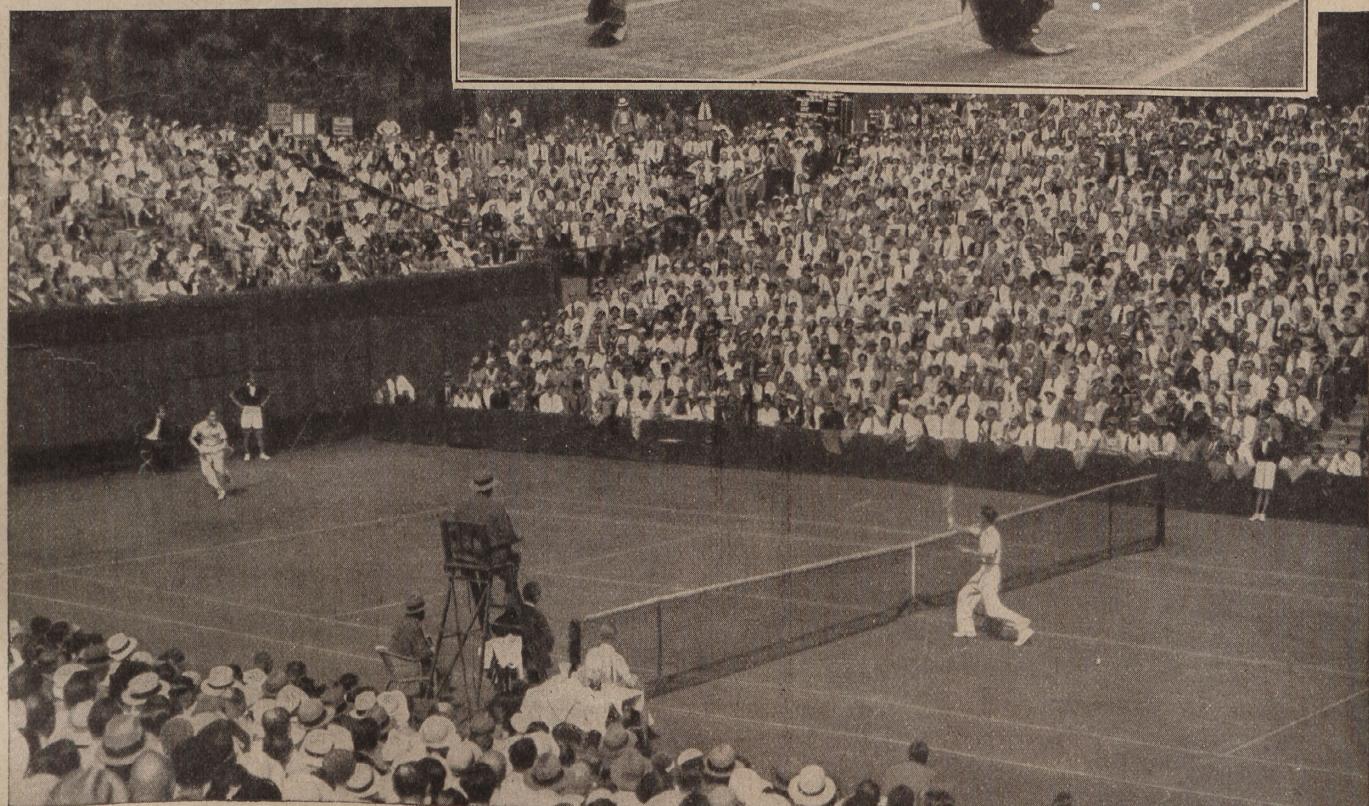
Herren: Dr. Peltzer (Mittelstrecke), Sievert (10 Kampf-Meister)

Aufnahmen Scherl

Unten:

Kampf um den Davis-Pokal

Bei der europäischen Vorschlußrunde, die zwischen Deutschland und England im Rot-Weiß-Club in Berlin ausgetragen wurde, siegten Prenn—v. Cramm in sensationeller Weise gegen die englische Mannschaft Perry—Austin





„Do X“ über Danzig

Von Königsberg kommend, stattete der Riesen Vogel der Stadt Danzig einen Besuch ab

Photothek

In berechtigter Empörung über die Schändung des Gefallenen-Ehrenmals der Berliner Universität übernahmen die Nationalen Studenten eine Ehrenwache, um weiteren Verunglimpfungen vorzubeugen

Aufnahme: Maltusd



Städte tauschen ihre Denkmäler

Vor dem Straßburger Stadttheater stand früher eine Brunnenfigur, den Vater Rhein darstellend, die laut einer Verfügung der französischen Stadtverwaltung im Jahr 1919 von ihrem Platz entfernt wurde. Nun hat die Stadt München die Figur, ein Werk des Meisters Adolf Hildebrand, gegen ein kleines Denkmal „Der Meisenlocker“ eingetauscht. Dieses steht jetzt zur Freude der Straßburger Schuljugend vor dem früheren katholischen Gymnasium, während der Vater Rhein auf der Münchener Museumsinsel, durch die Ludwigsbrücke vom Deutschen Museum getrennt, einen würdigen Platz gefunden hat

Aufnahmen: Dr. Weber

Die Gartenlaube

„Die Welt der Frau“
„Vom Fels zum Meer“

Illustriertes Familienblatt

Begründet im Jahre 1853
von Ernst Keil in Leipzig

Weit ist der Weg ZUEINANDER

Roman von Jenny Sattler-König

11. Fortsetzung

Copyright 1932 by Ernst Keils Nachf. (August Scherl) G. m. b. H., Berlin

Andern Tages sind sie in Kloster Melk. Im Über- schreiten der weiten, mehrfach hintereinandergelagerten Höfe müssen sie wieder an den Mönch vom Abend denken. Sie senken schmeidend die Köpfe und lauschen dem Schall ihrer Schritte, der vor ihnen herwandert durch die steinernen Galerien, die leer im Sonnenglast brüten und die nur hin und wieder ein stummer, schlanker Jüngling in dunkler Kutte durchquert. — Auf einmal wird alles ganz anders, Kühle umfängt sie mit weichen, befreienden Wellen: Sie stehen in der alten, berühmten Bibliothek des Klosters, empfangen von einem würdigen, freundlichen Geistlichen, dem rundlichen Stiftsbibliothekar.

Ein sonderbarer, prächtiger Raum: Gold und Gelb stehen die mächtigen, die unzähligen Bücher rings an den Wänden, Gold flimmert an der schön gemalten Decke, Gold umgibt die beiden riesigen, bunten Erdkugeln zu beiden Seiten des Saales, Gold durchflimmert das ganze weite Gewölbe. Und mitten drin steht, wie hingewehrt und ein wenig blaß erscheinend, im zartgrünen Sommerkleidchen Maren und blickt mit großen Augen vor sich hin! — Es geschieht plötzlich etwas ganz Unvorhergesehenes, etwas Märchenhaftes und doch sehr Wirkliches: Wie der Pater Bibliothekar einen Augenblick hinausgegangen ist, um eine Handschrift vorzuzeigen, wirft sich Ferry vor Maren nieder. Er ergreift ihre Hände, küßt sie leidenschaftlich und murmelt irgend etwas, was das erschreckte und durch die Schönheit dieses Raumes noch ganz und gar hingerissene Mädchen nicht verstehen kann. — Dann ist auch alles schon wieder vorbei: Ferry steht rasch auf, klopft sich den reichlichen Staub von den Hosen und betrachtet interessierten Blicks die berühmte Handschrift, mit der der nichtsahnende und würdige Gelehrte zurückgekehrt ist. —

Nun ist aber dennoch alles anders geworden, als es vorher war.

Es ist so, als wären sie beide verwunschen; und alles übrige: der Abend an der Donau, in der sie noch baden,

die langsam sich verschleiernden Bäume, die große Wasserfläche, die langsam von einem feinen, sonderbar und fremd riechenden Dunst überzogen wird, trägt dazu bei, die Verzauberung stärker zu machen. — Sie küssen sich auf der Wiese, sie gehen Arm in Arm zu dem Gasthof, in dem sie Quartier genommen haben, und während des Abendbrotes blicken sie einander tief und fest an. — Etwas daran ist Maren unbehaglich. Sie möchte gern Ferry so leicht und unbekümmert wie sonst in die Augen blicken, aber es geht nicht. Sein Blick hält ganz fest, er packt heftig und leidenschaftlich zu. Es ist nicht möglich, sich von ihm zu lösen.

Sie liegt in dem nüchternen Zimmer des Gasthauses und schaut müde und ein wenig hilflos umher. Nein, sie vermag sich nicht loszureißen! Es wundert sie gar nicht, daß Ferry plötzlich zur Tür hereintritt. Er blickt sie ebenso fest an wie vorhin, und er kommt zu ihrem Bett hin. Nein, sie vermag nicht, sich loszureißen. —

Aber am nächsten Morgen ist plötzlich alles anders geworden. Maren erwacht mit einem häßlichen Frösteln aus unruhigem Schlummer und mustert mit halb geöffneten Augen ihre Umgebung. Es ist noch nicht so, daß sie sich an alle die Dinge erinnerte, die gestern vorgefallen sind, aber sie hat eine Empfindung der Kälte, der Fremdheit hier in diesem kahlen, getünchten Raum, die sie erzittern macht. Die wenigen gestrichenen Möbel stehen stumm an den Wänden und beobachten sie mit einem sonderbaren und ein wenig spöttischen Lauer, und durch die beiden schmalen Fenster, die mit löchrigen, lächerlich gestärkten Spitzenvorhängen spärlich verhängt sind, blickt ein grauer, regnerischer Tag. — Maren schließt unbehaglich die Lider, aber kaum hat sie das getan, da kommt ihr die Besinnung. Heißer Schrecken läuft ihr übers Herz, und plötzlich ist alles wieder da: der Stiftshof in Dürnstein, die Donaufahrt, die goldene Stunde in der Melker Bibliothek und dazwischen, daneben Ferry, immer Ferry, in tausend Bewegungen, in seinen Gesten, seinen Worten, seinem ganzen,

lebendigen Sein. Maren sieht ihn deutlich vor sich: den Mund mit den weißen Zähnen, die dunklen Haare und vor allem die Augen, die Augen. Nun, wo das alles vor ihr steht, weiß sie ganz genau, was war; sie springt aus dem Bett und rennt zur Tür, um sie eilig zu verschließen. Er soll nicht wieder zu ihr kommen, sie will ihn nie, nie wiedersehen! Und dann hockt sie sich wieder auf ihr Bett und blickt vor sich hin. — Es ist eine unselige Stunde, so dazusitzen und mit sich selbst abzurechnen! —

Viel später sitzen Ferry und Maren vor dem Gasthaus auf der winzigen, überdeckten Terrasse und trinken Kaffee. Ferry ist von einer gedämpften Heiterkeit, die ihm, es ist nicht zu leugnen, sehr gut steht. Ihm ist ein Ziel erreicht, dem er lange, sehr lange nachgejagt ist, und er kostet den Sieg aus; nicht unedel, das muß man sagen, aber doch mit Genüß. Mit zärtlicher Geschäftigkeit ist er um das Mädchen, das da vor ihm sitzt, bemüht. Er füllt ihm die Tasse, streicht ihm das Brötchen und versucht hie und da, die schlanken Hände zu erhaschen, die ein wenig zitternd auf der blau und rot gewürfelten Wirtshausdecke hantieren. — Ach, er weiß und fühlt so gar nicht, daß es aus ist zwischen ihnen, radikal aus! Maren will nichts mehr von ihm wissen, er kann nicht mehr vor ihr bestehen, er hat ihr den ungeheuerlichsten Kummer verursacht, den sie je in ihrem Leben verspürte; einen Kummer, den man vorherhand noch nicht völlig begreifen kann und dessen Grenzen noch nicht abzusehen sind. — Maren blickt mit müden und verzweifelten Augen auf die Landstraße, die dicht neben ihnen läuft. Fremde Landstraße du, denkt sie, du kommst aus einem für mich so fremden, so unbekannten Land, und du gehst in ein für mich ebenso fremdes Land. Trotzdem ist mir, als könnte ich dich so gut! Niemals werde ich dich vergessen; immer werde ich an dich denken müssen, an dich, an dieses Wirtshaus mit der winzigen Terrasse und den blau-rot gewürfelten Tischdecken und an das hellblaue getünchte Zimmer da oben! Du wirst uns beide trennen: Er wird nach dorthin gehen, und ich werde dahin gehen, und ich werde sehr weinen müssen.

Und dann sagt Maren Ferry alles. Es sind nicht sehr viele Worte, die sie sagt, aber sie machen, daß Ferrys frohe Laune jäh verschwindet und einem betrübten und verständnislosen Gesicht Platz macht. Er kann ihr nicht viel antworten; diese Verabschiedung ist zu entschieden, als daß es irgendeinen Einwand dagegen gäbe. — Ganz schüchtern fällt von ihm ein Wort, ein kleines Wort. „Heiraten“, sagt er unentschlossen und blickt dem Hauch dieses Wortes nach, wie einem entschwindenden weißen Sommerwölkchen. — Maren zieht die Augenbrauen hoch und sieht ihn ernst, fast mit Hohn an. „Gestern wäre es vielleicht möglich gewesen“, sagt sie, „heute ist es das aber nicht mehr.“ — „Ja, warum denn, um's Himmels willen, nicht mehr, heute nicht mehr?“ — Maren fragt sich das selbst. Schemenhaft kommt ihr dabei die Erinnerung an Ferrys Mutter, und sie sieht ihr im Geiste mit einem schwesterlichen Verstehen zu.

Die Rückfahrt verläuft ganz still. Sie ist so ganz anders als die sonnige, strahlende Reise stromauf. Das Schiff bahnt sich mit einer beängstigenden Eile seinen Weg hindurch durch den regengrauen Tag. — Maren steht am Schiffsende und blickt traurig in das gelbgraue Wasser. Sie fürchtet sich vor der Trennung. Es gilt, von allem Abschied zu nehmen: von Frau Blaustein, vom Kabinett, von der ganzen, schönen, großen Stadt; denn sie hat geschlossen, sofort, am liebsten gleich, allen Dingen hier, die mit Ferry und ihr zusammen gewesen sind, zu entfliehen. Und Ferry selbst? Trotz, trotz allem ist es fürchterlich, zu denken, daß man nun hier aus dem Schiff gehen wird, vielleicht noch zusammen in einem Tag fahren wird, und daß man dann, aus innerlichen, unabsehbaren Gründen, wieder ganz, ganz allein wird sein müssen. —

Nun beginnt für Maren eine schier endlose Zeit der Einsamkeit und der Bitterkeit. Sie ist so in Scham vergraben, daß sie mit kaum einem Menschen sprechen mag, und sie geht in dieser Zeit überstreng mit sich selbst zu Gericht. Sie will niemals mehr eingebildet auf sich selbst sein; denn sie weiß ja nun nur zu gut, daß eine unangefochtene Tugend gar keine Tugend ist. Sie will nie mehr mit Männern locktieren, wie sie das in Freiburg und in Wien so sehr gut gelernt hat; sie will überhaupt niemals mehr mit Männern zusammen sein! Das taugt nichts, es macht innerlich flach und unreif, und dann kommen solche Stationen wie Kloster Melf, nach deren Überwindung man nicht mehr aus noch ein weiß! — Sie ist ja tatsächlich überaus ratlos in dergleichen Angelegenheiten, die sie von nun an weit von sich fortzuschieben im Sinne hat! Allem, was sie denkt, ist in der ersten Zeit nach diesem Wiener Semester eine starke Unruhe beigemengt, eine Unruhe, die sich erst nach einigen Wochen legt. — Unter Umständen kann einem Mädchen da so allerhand passieren, Dinge, die es zwingen könnten, sehr rasch von dieser Welt hier fortzugehen. Und trotz Ferry und vielem, vielem Gram und Herzeleid hat Maren nicht Lust, das Feld schon zu räumen! —

In dieser Zeit tiefer Zerrissenheit fügt es sich, daß Maren einmal wieder mit Ernesta zusammen ist. Sie schreibt einfach eine kurze Karte, setzt sich auf die Eisenbahn und steigt in einem Hotel ab; denn sie weiß, daß Ernesta jetzt im Platz beschränkt ist und keine Gäste aufnehmen kann. — Die beiden Suters sind nämlich wieder weitergezogen. Sie leben nicht mehr in der heiteren, kleinen Stadt in Thüringen, in der sie so glücklich waren, sondern Johannes ist Pfarrer in einer größeren norddeutschen Stadt geworden, in die sie erst vor Jahresfrist übergesiedelt sind. Es soll für Johannes ein besonders günstiger Posten sein: Er ist hier der zweite Geistliche einer besonders regen Kirchgemeinde und ist im besonderen noch mit der Leitung eines großen religiös-volkskirchlichen Kreises betraut worden. Das ist eine Arbeit, die er sich immer gewünscht hat und zu der er sich innerlich auch besonders berufen fühlt. —

Maren war noch nie hier in dieser kühlen und ein wenig eintönigen Stadt. Sie findet nur mit Mühe die Straße, in der die Suters wohnen, und steigt mit zögernden Schritten die Treppe zu ihrer Wohnung empor. Alles hier erfüllt sie mit einer starken Beklemmung: der Geruch dieses Treppenhauses, der einem das eingeschlossene Beieinanderwohnen vieler Menschen kündet, die ausgetretenen Stufen, der fad Ölanstrich der Wände und die bald schallenden, bald dumpfen Töne, die sie ringsum einzuschließen scheinen. — Es wird ihr zweifelhaft, ob sich die vage Hoffnung erfüllen soll, die sie hierhergetragen hat. Ernesta ist der einzige Mensch seit Mutters Tod, den Maren liebhaben kann. Vielleicht kann auch sie Maren wieder lieben, vielleicht kann sie gar helfen oder zum wenigsten verstehen? Aber bereits hier, im Hinaufsteigen in diesem von sonderbaren Gerüchen erfüllten Treppenhaus, wird es ihr klar, daß die Strenge dieses Alltags für Maren wohl keinen Platz haben wird. —

Schon an der Wohnungstür trifft sie die Geschwister. Der Schwager ist in Hut und Mantel. Er macht den Eindruck eines vielbeschäftigten Mannes, und die Linien um seinen Mund sind noch ein wenig schärfer geworden. Er begrüßt die junge Schwägerin eilig und wendet sich dann sogleich wieder Ernesta zu: „Du willst also wirklich nicht nachkommen?“ fragt er kurz und doch mit einem dringlichen Ton in der Stimme. Ernesta schüttelt den Kopf; man kann von ihr fast gar nichts sehen, das Dunkel des Treppenhauses scheint ihre Gestalt gleichsam zu verschlucken. Nur über das Haar huscht ein Lichtstreifen, der aus einem schon erleuchteten Fenster des Hinterhauses fällt und sie

alle drei mit einem gelblichen Schein übergießt. „Nein, ich komme nicht nach, Johannes!“ sagt sie, und der herbe und doch weiche Klang ihrer Stimme reißt in Maren einen himmelweiten, unendlichen Raum der Erinnerung auf, der sie ganz und gar erfüllt, sie zittern macht und sie verstummen läßt; sie möchte um keinen Preis, daß einer die Tränen, die ihr jäh aufsteigen, in ihrer Stimme hören möge. — „Nein, ich komme nicht nach, Johannes“, sagt Ernesta. „Ich kann es schon wegen Maren, die doch nur diesen einen Abend da sein wird, nicht tun; und dann —“, sie zögert ein wenig, — „ich möchte auch nicht mitgehen.“ Bei diesen Worten beugt sie sich etwas vor und hält Johannes die Hand hin. Maren kann sehen, daß sie einen gequälten Zug um den Mund hat. Aber Johannes nimmt die Hand nicht; er blickt mit einer forschenden Ungeduld in das Antlitz seiner Frau, schüttelt den Kopf und steigt dann mit kurzen Gruß die Treppe hinab. Seine Schritte sind gleichmäßig und klingen ein bißchen hart; die beiden Schwestern, die wortlos stehengeblieben sind, können sie bis unten hin verfolgen. „Er ist so“, sagt schließlich Ernesta leise entschuldigend zu Maren, „er ist nicht gern ohne mich. Ich soll immer dabeisein, wenn er spricht.“ — „Interessiert dich denn das Zeugs?“ fragt Maren, während sie beide in die Wohnung hineintreten. — „Früher nicht so sehr“, antwortet Ernesta, „aber jetzt ist es ganz anders geworden. Weißt du: Johannes braucht jemand, der auf ihn eingeht, der ihm widerspricht und mit dem er sich klarwerden kann. Es ist ein stummes Mitarbeiter meinesseits. Manchmal, wenn ich ihm zuhöre, bin ich glücklich, denn da fühle ich, wie ich das alles mitgedacht und mitverarbeitet habe! Manchmal aber ist es auch bitter, wenn unsere eigenen Gedanken und Gefühle so ganz und gar namenlos in dem Werk eines anderen untergehen. Auch wenn es der eigene Mann, auch wenn es Johannes ist!“ Sie spricht weiter, ohne Maren anzublicken; auf einmal wird sie inne, daß die junge Schwester sie, fast erschrockt, betrachtet. „Ja“, lächelt sie vor sich hin — ein wenig Müdigkeit scheint Maren aber doch in diesem Lächeln zu sein —, „es stimmt schon, was du denkst. Zu Weihnachten soll es schon dasein!“ — Maren sagt nichts darauf; es ist ihr den ganzen Abend über, als ob sie schwiege, obgleich sie beide sich lebhaft unterhalten und viele Dinge miteinander zu besprechen haben. Ernesta erzählt von den beiden Kindern: Harald ist nun schon ein großer Junge, der bald zur Schule kommen soll. Er blickt die junge Tante mit ernsthaften, großen Augen an und sagt nicht viel. Er soll verschlossen und vor Fremden scheu sein, aber Ernesta rühmt sein wahrhaftiges und mit Menschen und Tieren sonderbar zartes Wesen. Die kleine Maria dagegen ist ein schlimmes Quecksilber; sie kann es nicht eine Minute ruhig auf ihrem Stühlchen aushalten. Man hat viel Mühe mit ihr.

„Ist es schön, so Kinder zu haben?“ fragt Maren leise. — „Ja, wunderschön“, antwortet Ernesta. „Es ist das Schönste, was es gibt!“ — „Ist es schön, zu studieren?“ fragt Ernesta. — „Ja, es ist das Schönste, was ich kenne!“ gibt Maren zur Antwort. So reden sie alle beide aneinander vorbei. Sie sprechen nicht von dem Bitteren, was sie bedrückt, von dem, was ihnen zu schwer scheint, von dem, was ihnen fehlt. Sie merken es gar nicht, daß sie einander ganz, ganz nahe sind, daß sie sich nur die Hände zu reichen brauchten, um sich zu finden. Sie sprechen miteinander, und keine von ihnen verrät ihre Sehnsucht nach der Schwester. Es ist wie früher: Maren sehnt sich und wartet, und Ernesta ist zu stolz, etwas zu sagen. — Kann man dieser kleinen Schwester etwas davon sagen, daß man Kummer hat? Kann man ihr verständlich machen, wie schwer der Weg zu Johannes ist, trotz Harald und trotz Maria? Weiß sie, wie es ist, wenn man nicht viel

Geld hat, wenn man dringend fünfzig Mark brauchen könnte, die sie einem gewiß gern geben würde, wenn sie es wüßte? —

Maren wiederum spürt: Dieser Schwester Ernesta kannst du nicht mit deinen Angelegenheiten kommen! Sie sind viel zu wichtig, als daß sie in Betracht kämen für einen Menschen, der sein drittes Kind erwarte, für einen Menschen, der mit dem Leben selbst zu kämpfen hat! — Wie sie abreißt, brennt es ihr auf den Lippen, zu fragen, ob Ernesta vielleicht ein wenig Geld benötige, aber schon der Gedanke beschämte sie so, daß sie ihn rasch wieder fallen läßt.

* * *

Es sind noch zehn Minuten bis zwölf Uhr. Arnold Wegener hat noch keine Neigung, in das Universitätsgebäude einzutreten, das da hinten, am Ende des riesigen Platzes, mit majestätischer und imposant abweisender Fassade sich erhebt. Er bleibt lieber hier draußen, in der gleichen hellen Sonne dieses heißen Maitags, und betrachtet die bunten Bilder des Verkehrs, der, immer gleichbleibend und doch tausendfältig wechselnd, vorüberzieht. Arnold liebt alles, was sich bewegt: Menschen, Tiere, Wagen, Automobile oder — wenn es möglich ist, sie zu erlangen — Flugzeuge. Ihn entzückt die Bewegung am anderen, das ineinandergreifen, das Tätige, das in der Tätigkeit Harmonische. Er selbst ist zwar nicht unbeweglich — er ist im Gegenteil geistig rege, fleißig und reichlich sensibel —, aber er empfindet doch dies alles als einen gewissen Gegensatz zu sich selbst. Das bewegt sich, zappelt, schreit, agiert, hupt — er selbst steht daneben, verständnisvoll abwartend, lächelnd, manchmal helfend, aber niemals ähnlich im Inneren erregt. — Und deshalb gerade hat ihm diese junge Maren auch so ausgezeichnet gefallen! Sie ist lebendig, manchmal anscheinend sogar etwas überlebendig, sie handelt, sie lacht, sie denkt lebhaft — kurz, sie scheint die notwendige Ergänzung zu ihm selbst. Vom ersten Augenblick des Sehens an war er überzeugt, für sie bestimmt zu sein, und darauf bedacht, sie an sich zu binden.

Mit festen Plänen ist Arnold Wegener hierher, zu diesem dritten Stelldichein, gekommen: Er ist nicht willens, sich von Maren zu trennen und wieder in jene umfangreiche Geschäftstadt, in der er sich eine Praxis begründet hat, zurückzukehren, ohne sich ihr erklärt zu haben. — Obgleich ihm nichts leichter scheint als das, ist er — der in sich selbst ruhende Arnold Wegener! — heute doch so erregt, daß er beim Überschreiten des Fahrdamms um ein Haar von den Rädern eines Autos erfaßt worden wäre. Mit eiligen Sägen entrinnt er auf den Bürgersteig, springt die Stufen zum Portal der Universität empor und betritt aufatmend den riesigen Lichthof, der mit seiner gehaltenen Kühle ihn beruhigend umfaßt. Hier ist alles gedämpft, abgetönt, gemessen. Die Schritte werden leiser, die Stimmen lautloser, und selbst die übermütigste Jugend verliert unter diesen übermächtigen, glatten, kalt glänzenden Säulen an Unbefangenheit. Diese Riesenwölbungen, diese schimmernden Quadern scheinen Arnold wenig zu passen zu dieser Jugend, die da vergnüglich aus den Hörsälen quillt und mit dem Geraschel von tausend Schritten, dem Tönen von tausend Stimmen, deren Schall sich gedämpft an den hohen Mauern bricht, ihren Weg durch die Gänge bis hinunter zum Lichthof sich bahnt. Und dennoch müssen jene tausend und diese eine doch wohl gut all die Jahre hindurch miteinander ausgelaufen sein, denn sie steht noch immer und jene lachen noch immer in ihren Räumen!

Maren lacht heute nicht. Blaß und nachdenklich sucht sie sich allein ihren Weg durch das Gedränge. Sie hat diesen Sommer — überhaupt das letzte Jahr über — viel Arbeit gehabt, denn sie will nun bald promovieren; und nun geht ihr auch noch dieser Arnold Wegener, der da unten steht

und auf sie wartet, im Kopf herum! — Maren kennt die Männer insoweit ganz gut, daß sie sich schon denken kann, was Arnold Wegener mit ihr zu sprechen hat; jedoch sie ist sich noch nicht recht klar, was sie ihm sagen und in welches Fach ihrer Erlebnisse sie ihn stecken soll.

Einfühlig wandern Maren und Arnold durch die Straßen; sie sind beide ein wenig benommen. Maren kann die vier Stunden Kolleg vorschützen, die sie soeben hinter sich gebracht hat, und Arnold den heißen Platz, auf dem er so lange stand. „Wir müssen hintereinander marschieren“, sagt Maren, „da können wir beide im Schatten gehen!“ Und gehorsam trotzt Arnold hinter ihr her. — Sie scheint ihm fremd und innerlich doch ganz nah. Die Bewegung der zierlichen Hüften, die unter der gelben Seide des Kleides sich nur zart angedeutet abzeichnen, entzückt ihn. Das ist eben das Sonderbare an Maren Ettering: Er liebte sie vom ersten Augenblick an so, er empfand von Anbeginn ihr ganzes Wesen als so ihm gemäß, daß ihm schien, sie sei schon immer, sein ganzes Leben lang, bei ihm gewesen. — Bei solchen Träumereien kommt ihm nicht in den Sinn, daß er, der reale und gern betont nüchterne Arnold Wegener, sich hier auf ein Gebiet begibt, das er im Grunde als trügerisch und unzuverlässig verneint. Er konstruiert da ja ein Wunschkästchen von Frau, das es kaum geben mag, und er bejaht vor sich selbst so etwas wie Liebe auf den ersten Blick, von der er doch bisher noch niemals viel gehalten hat.

Maren ist zu müde, um viel zu denken. Sie lenkt, mit gesenktem Kopf, den Kurs mitten durch die hizzevöllte Stadt, überquert eine, zwei belebte Straßen, schleppt ihren Begleiter durch einen dieser helldunklen Höfe, die mit ihrem Mauergeruch und dem trockenen Echo, mit dem sie alle Geräusche zurückwerfen, das charakteristische Wahrzeichen dieser Stadt bilden, und landet endlich mit ihm in dem altväterisch steifen Weinlokal, zu dem sie ihn hinhaben wollte. — Hier ist es kühl, ganz still und so entsetzlich altmodisch, daß man vermeinen könnte, die seligen Altvorde- ren der Bewohner dieser alten Handelsstadt — die „Pfeffersäcke“, wie Maren sie kurzweg nennt — würden baldigst in steifen Vatertödern und hochgeschlossenen Röcken an den übrigen Tischen Platz nehmen, um ihre neuerlichen Geschäfte zu bereiten. — Hier werden sie ganz gut zusammen speisen. — Und dann wird man weiter sehen!

Um ehrlich zu sein: Maren schätzt Gespräche, die sich um Liebe drehen, absolut nicht. Sie hat von dieser Sorte zu viel erlebt, um noch neugierig zu sein. Männer vermögen in dieser Materie sehr wenig Neues zu bieten, erwägt sie, und seit den Erlebnissen mit Ferry geht sie all derartigem gern weit aus dem Wege. Ihr Gegenüber schält nachdenklich einen Apfel. Er ist so sicher, so ruhig und seiner starken Liebe zu dem Mädchen ihm gegenüber so gewiß, daß nichts in der Welt ihn erschüttern könnte. Es gilt nur, auch sie von der unumgänglichen Notwendigkeit zu überzeugen, die das Schicksal ihnen beiden auferlegt, nämlich: zu erkennen, daß sie sich gegenseitig lieben, daß diese Liebe schicksalhaft und unausweichbar ist und daß sie auf alle Fälle zu einer — möglichst baldigen — Heirat führen muß. Wie aber soll er mit diesen — sie vielleicht doch überraschenden — Eröffnungen beginnen?

Der unerschütterliche Liebhaber glaubt sehr klug vorzugehen, wenn er nun fragt: „Was halten Sie eigentlich vom Heiraten, Fräulein Ettering?“ — Maren wendet ihm sekundenlang mit vollem Blick die Augen zu, diese großen graubraunen Sterne, die stets in einem raschen Wechsel von Farben und Lichtern spielen, bis sie es vorziehen, sich zu einem tiefen Schwarz zu verdunkeln. — Dann legt sie den Kopf ein wenig schief, wie sie es gern tut, und sagt nachlässig und ein wenig spöttisch: „Heiraten?! Is nich!!“ — Arnold schält sorgfältig weiter an seinem Apfel, dann forscht er: „So, wollen Sie niemals heiraten?“ — „Doch,

an sich möcht' ich schon mal“, antwortet Maren freimütig, „aber es geht schlecht.“ — „Wieso geht es schlecht?“ fragt er weiter. — Maren stützt den Kopf in die Hand und sieht träumerisch zu, wie er die Frucht nun vorsichtig zerteilt. Er hat sehr hübsche, große Hände, denkt sie, man mag sie sicher gern nehmen und sich auf die Stirn legen; dann spricht sie weiter: „Es ist so sehr schwer, über derlei Dinge zu reden! — Ich tu's auch nicht mehr gern; man hat hier auf der Universität und auch anderswo mit so vielen Menschen darüber reden müssen, daß man bei diesem Thema schon gar nicht mehr richtig zu denken braucht: Die Lippen sagen alles von ganz allein! — Sehen Sie, es ist sonderbar im Leben eingerichtet: Wir studierenden Frauen müssen uns immerzu entscheiden, sollen fortgesetzt Entschlüsse fassen; schon unser Wunsch, studieren zu dürfen, stößt gewöhnlich auf Schwierigkeiten und muß mit Energie durchgesetzt werden. — Für die meisten Männer ist das Studium etwas Selbstverständliches, etwas, das sie geistig und oft auch sozial weiterbringt, — für uns ist es bereits der erste Schritt vom Wege!“ — Hier macht sie eine Pause und lacht gedämpft auf, glücklich über den leichten Scherz, der auch in diesem ernsten Thema sich hat finden lassen. — „Und so geht es weiter! Immer heißt es: Heiraten oder einen Beruf haben! Nun, und wenn man seinen Beruf sehr gern hat, wenn man seine guten und seine schlechten Seiten genau kennt, so ist es doch eine recht, recht schwere Sache, ihn um einer Heirat willen aufzugeben, bei der man das Gute absolut noch nicht abschätzen kann. — Heiraten ist doch bestimmt langweiliger, als im Beruf tätig sein. — Na, und so weiter!“ Sie stützt nun ihr Gesicht in beide Hände, das durch die lange und wohl nicht vollkommen klare Rede etwas farbiger geworden ist, und blickt ihn aufmerksam an. Sie kennt die Mentalität männlicher Gegner bei solchem Gespräch schon so gut, daß sie nur darauf wartet, in welche Kategorie er einzureihen sei: in die der unbedingt Sachlichen, die gewöhnlich nur vom „Weibe“ und seinem besonderen Charakter sprechen, in die der Frauenschwärmer, denen die Zartheit und Zerbrenlichkeit — mit einem Wort „der Duft der Schmetterlingsflügel“ — der Frau im Berufe verlorenzugehen droht, in die der Frauenhasser, die einen unerwünschten und allzu wachen Gegner in ihr sehen, und in die der feurig Nationalen, die zugunsten des Kochtopfes und des Geburtenüberschusses die Frau von einem speziellen Beruf abzuhalten wünschen. Auf alle Argumente ihrer Gegner, die nicht selten auch Frauen selbst sind, hält Maren ein kleines Arsenal von Widerlegungen bereit, die sie je nach der geistigen Beschaffenheit des Partners in streng logischer oder in volkstümlich gemütlicher Form zum besten gibt. — Aber bei Arnold erfolgt gar nichts. Er senkt den Kopf und verhält sich einfach still. Auch ihm sind diese Gedankengänge ja bis zu einem gewissen Grade vertraut, er ist ja jung genug — ein kaum dreißigjähriger Anwalt —, aber es ist niemals sein Geschmack gewesen, über dergleichen Dinge zu streiten. Vorzüglich darum nicht, weil er sich selbst mit seiner Meinung in diesen Dingen wie ein weißer Rabe vorkommt. Er kann nicht mit diesen jungen und erregten Frauen diskutieren, mag nicht versuchen, sie zu widerlegen. Denn sie haben ja wohl unbedingt recht: Hier ist ein Strukturfehler im Aufbau des modernen Lebens; sie leiden wirklich, und sie kommen wirklich zu kurz weg. Doch dies ist mit Reden nicht zu beheben. — Jedoch alle diese Dinge gehören im Grunde nicht hierher! Er ist ratlos; er hat nie daran gedacht, daß diese bei anderen anerkannten Schwierigkeiten ihm selbst einmal ernstlich im Wege stehen sollten, und er wagt nun nicht, hier irgendwie einzutreten. Bei aller Leichtigkeit scheint Maren ihm so fest in sich gegründet, daß er sie nicht bestürmen mag.

(Fortsetzung folgt)



Hirtenidyll

Radierung von
W. Wolfgang Breuer

Parade im Lötschental

Von Gustav Renker

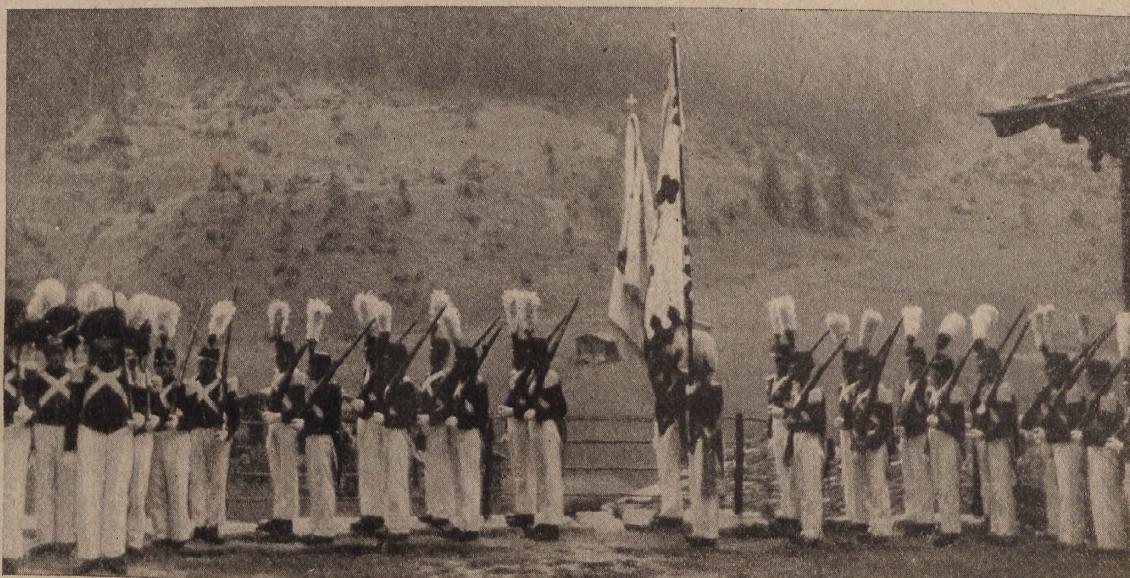
Täler, die fernab dem Verkehr liegen, auf deren schmalen Saumwegen kaum ein Hirtenwälzchen, geschweige denn ein Automobil verkehrt, gibt es heute noch genug in den Alpen. Aber die wenigsten von ihnen sind so eigenartig in bezug auf Landschaft und Bevölkerung, daß sich ihre Erschließung durch den modernen Verkehr lohnt. Sie bleiben den Bergsteigern vorbehalten, denen sie Ausgangspunkt für stolze Gipfelwege sind.

Eines der sonderbarsten und originellsten Täler wurde erst kürzlich erschlossen — knapp vor dem Kriege, als der gewaltige Wall der Berner Alpen vom Lötschbergtunnel durchstoßen wurde und damit einer der schönsten und kühnsten Alpenbahnen den Weg in den sonnigen Süden freigab. Um diese Zeit wurde die große Menge der Alpenfreunde auf ein Tal aufmerksam, das bisher entweder nur Durchgangsgebiet für Alpinisten oder einsamster Zufluchtsort ganz besonderer Kenner und Liebhaber gewesen war. Das Lötschental zieht sich als tiefe Furche zwischen den eisgepanzerten Höhen des Petersgrates und der Bietschhornkette hin, sein Ende ist der zerstürmte, in blauen Spalten und Eisstürzen klaffende Langgletscher, und über ihn geht es zu den

berühmten Gipfelhöhen der Jungfrau, des Mönches, des Eigers, zu der im Fels verankerten Endstation der Jungfraubahn und zur Eismasse des größten Alpengletschers, der vom Jungfrau-
grat ins Aletsch hinabzieht.

Was bisher nur wenigen bekannt wurde, offenbarte nunmehr die Lötschbergbahn, deren Tunnelstation Goppenstein unmittelbar an das Lötschental heranführt. Hier hatte sich im Herzen der Berge, viele Wegstunden vom Rhonetal mit seiner Bahn und Verkehrsstraße, eine uralte Bauernkultur lebendig erhalten, eine Kultur, die so eigenartig und vielfältig ist, so sehr in alten Bräuchen und Trachten verwurzelt, daß sie Schriftstellern und Malern immer und immer wieder ein unerschöpfliches Feld ihrer Künste bot.

Auch die neue Bahn hat nicht ganz vermocht, die Weltabgeschiedenheit des Lötschentales aufzuheben. Stärker als Technik und Erfindungsgeist der Menschen ist noch immer die Natur, und die ist dort oben in den Bergen von Lötschen gar wild und ungebärdig. Wenn tagelang der Schnee wie rauschender Strom vom Himmel fällt, wenn an den steilen Hängen die Lawinen



Aufnahmen:
Weltkundschau

Die Männer der drei Dörfer Ferden, Kippel und Wiln treten in den leuchtend bunten Uniformen zum feierlichen Kirchgang an

lebendig werden, dann ist das Lötschental gesperrt. Über das winzige Sträßlein, das vom Pfarrdorf Kippel hinaus nach Goppenstein führt, türmen sich die Schneemassen der abgegangenen Lawinen, in allen Gräben und Rinnen ist's lebendig, immer neue „Lawini“, wie die Lötscher sagen, gleiten donnernd und brausend nieder und versiegeln sogar den Verkehr von einem zum anderen Dorfe. Dann zittern die Fensterscheiben der kleinen, aus tiefschwarzen Holz errichteten Häuser, in den Stuben brennen die geweihten Kerzen, und

segne, und für Gott spricht der Priester. In buntem Zuge wandert das Volk von Lötschen aus der Kirche, aus dem Dorf zu den Feldern hinaus und fleht um das Gedeihen seiner Arbeit. Seltsame Gestalten wie aus längst vergangenen Zeiten begleiten soldatisch stramm den Zug — die Gardisten von Lötschen in ihren roten Waffenröcken und hohen, schweren Bärenpelzmützen. Diese Uniform, in den Familien treuhüttet und vom Ahn her vererbt, stammt noch aus einer Zeit, da jene Lötscher, die in der Heimat kein Brot fanden, als Söldner in die Fremde zogen. Das war vor Jahrhunderten so und ist teilweise auch heute noch der Fall. Die Schweizergarde des Papstes in Rom zählt verschiedene Männer aus Lötschen unter ihren stählernen Sturzhelmen. Es sind treue, zuverlässige Menschen, die dort in der großen Stadt dem obersten Kirchen-



die Menschen, die hier so ganz in Gottes Hand gegeben sind, beten, daß der Schrecken des weißen Todes gnädig vorbeigehen möge.

Aus Grauen und Angsten des Lötscherwinters ist aber auch das schönste Fest dieser wortkargen, arbeits-harten Bergmenschen zu verstehen: der Segensonntag. Wenn im fernen Unterlande die Bäume schon halbkreise Früchte tragen und die Saat voll und wogend auf den Acker steht, dann ist in Lötschen erst der leiseste Bergfrühling erwacht, und auf den winzigen Acker, die steil an den steinigen Hängen liegen, wächst das Bisschen Getreide und Kartoffeln, das den Alplern für ein ganzes Jahr Nahrung geben soll. Der tiefe, fromme Glaube wünscht, daß Gott diese Frucht

Ein farbenprächtiges Bild: Die Männer in der Galauniform ihrer Vorfahren, der päpstlichen „Schweizergarde“, die Frauen im bunten Kopfschmuck

Links unten:

Jung-Lötschental wartet mit Spannung auf den Vorbeimarsch der Garde



fürsten ihres Glaubens dienen, um dann im Alter aus der sengenden Hitze Italiens wieder in die Gletscherkühe von Lötschen zurückzukehren.

Bei den höchsten Festen von Lötschen, am Segensonntag, zur Fronleichnamsprozession und bei der äußerst seltenen Feier der Fahnenübergabe, trägt der Mann von Lötschen die alte Uniform, in welcher der Ahn einmal Kriegsdienste im Königreich der beiden Sizilien tat. Tiefverschleiert schreiten die Frauen und Jungfrauen in dem Zug, ihnen folgt die dunkle Masse der anderen, alle in der eigenförmlichen Tracht des Tales, dort gewebt, genäht und geschmückt. Dazu krachen Böllerläufe, und von den riesigen Felswänden schallt das Echo der Blechmusik, die den festlichen Zug begleitet. Die großen Feste der Lötscher sind heute nicht mehr das, was sie einmal waren, nicht mehr ureigenste Angelegenheit der weltabgelegenen Talleute. Mit der Bahn kamen die Fremden, kamen Photographen und Filmleute — langsam zieht die sogenannte Zivilisation in das Tal von Lötschen.

Der Freier

Erzählung von
Alexander von Sacher-Masoch
Mit Scherenschnitten von Irmgard Straub



“Klick”, — sang die erste Axt hell und hoch.
„Klack“, knackte die zweite, mehr wie eine Keule.

Dann wurde es still. Droben, auf der Kuppe des Talessels glomm noch ein Kranz von Licht, aber drunter wehten die Schatten schon über das Schlachtfeld gefallener Bäume. Der Mond stand schon irgendwo bleich und noch ohne Leuchten im Abend und sah in dieses

Schweigen hinein. Dann hörte er Michaels schwere Schritte durch den Wald stampfen.

Auf dem kurzen Weg zu seiner Hütte, die jenseits des Tales auf dem schiefen Hang klebte über dem Dorf, sammelte er Mut und raffte allen Willen zusammen, der ihm zu Gebote stand (das war nicht wenig), um zu handeln. An sich war es ein beruhigendes Gefühl zu wissen, daß es in dieser Sache, seiner Brautwerbung, kein Zurück mehr gab. Denn im Hause der Braut — dies Haus lag drei Stunden Wegs entfernt in einem nahen Karpathendorf — wußte man von seinem Kommen. Er verließ jetzt den Wald und verfolgte einen schmalen Bergpfad; der fahle Mond grinste schadenfroh hinter ihm drein: „Michael“, flüsterte er, „mit dem Mädel wärst du ja einig, he? Doch wie steht's mit dem Alten? Hast du ihm genügen?“

Michael überhörte vorerst diese Frage. Daheim angelangt, entfaltete er eine ihm ungewohnte Hast bei der Zubereitung seines Abendbrots. Dieses Festmahl bestand aus etwas Maisgrüze und einem Krug Milch. Wie um den Gedanken zu entfliehen, löffelte er das Essen hastig hinunter und beobachtete inzwischen starr die Bemühungen einer Spinnne, die in der Ecke des Häuschens ihr Netz zu flicken begann, das der Luftzug der Tür zerrissen hatte. „Morgen früh also“, murmelte er, wusch und entkleidete sich und kroch auf den Strohsack unter seine Decke. Aber Gedanken lassen sich nicht wegbefehlen. Er lag mit wachen Augen. Zum erstenmal in seinem jungen Leben stellte er Vergleiche an zwischen sich und seinen Kameraden bei der Arbeit und kam zu dem Ergebnis, daß er eigentlich ein Kerl war, der seinen Mann stellte: Er war fleißig und konnte etwas leisten, man rühmte ihm Bärenkräfte nach, und nicht vergebens. „Und da liegt man nun und hat Angst“, dachte er laut vor sich hin. „Angst vor dem alten Mann. Es ist wirklich närrisch.“ Damit gab er sich einen Ruck, wälzte sich zur Seite und schlief ein.

Während er schlief, träumte er vom Vater seiner ausgewählten Maria, von dem merkwürdige Gerüchte im Umlaufe waren, denn ehe er sich vor ein paar Jahren hier niederließ, sollte er einer von Josef Kandulas, des Räubers, Leutnants gewesen sein. Und das war genug für einen einzelnen Menschen. Michael wälzte sich im Schlaf hin und her, denn der Alte saß rittlings auf seiner Brust, die schwarze Binde an seinem linken Auge hatte sich verschoben, sein Schnurrbart stand stachelig rechts und links ab, und mit dem einen Auge starrte er in die Ferne, harte Beschwörungsformeln murmelnd. Zwischendurch trampelte er auf Michaels Brust herum, mit unirdischer Stimme brüllend: „Dir soll ich sie geben? Dir? Dir? Niemals, Holzfäller!“ Später verblaßten diese unerfreulichen Bilder, die Träume verliehen ihm, er schlief nur noch.

Am Morgen ging er los, um Maria zu freien. Als der Landbriefträger, ein umständlicher, älterer Mann, mühevoll Michaels Hütte erreicht hatte, knarrten dessen neue Stiefel bereits auf der Landstraße, die nach Westen führte. Und das war sehr schade, denn dieser Briefträger hatte einen Brief für Michael, was

selten vorkam. Und in diesem Brief verständigte ihn sein Freund, ein früheres Mitglied seiner Holzfällerkolonne, darüber, daß man ihm, Michael, einen Schabernack spielen wollte, gerade an diesem Morgen auf dem Wege zur Braut. Ein Nebenbuhler Michaels bei Maria war an dieser Unternehmung beteiligt, und es sollten noch ein paar verwiegene Burschen dabei sein, angeblich noch aus der Nüüberzeit des künftigen Schwiegervaters, die es nicht gerne sahen, daß Maria ihr Herz diesem Holzfäller schenkte, der durch Rechtschaffenheit berühmt war in sieben Gemeinden.

... Zum erstenmal hatte er sie vor der Kirche gesehen, an einem Sonntag vor zwei Jahren. Er stand mit zwei Freunden vor dem Portal, dünner Staub flog von den Rädern vorbeifahrender Wagen auf, die silbernen Knöpfe auf den Westen der Kirchgänger blitzten, der Duft von Wachskerzen und Weihrauch strömte aus dem kühlen Raum der Kirche, und drüber, am Ende der langen Akazienallee, kam sie in der flimmernden Sonne. Eben noch hatte er voll Interesse den Worten des Freundes gelauscht, der von einer günstigen Arbeitsmöglichkeit am Strom erzählte, aber in diesem Augenblick hörte, ja und doch er nichts mehr, nur seine Augen waren starr auf die kleine, schlanke Gestalt gerichtet, die mit wiegenden Schritten näherkam. Ein schmales braunes Gesicht, das dunkle, schwere Haar rahmte es



Über dem linken Arm trug er eine kleine Schaffeldecke . . .

ein wie altes Holz. Noch waren die Augen von langen Wimpern überschattet. Am Eingang der Kirche angelangt, sah sie zu ihm auf. Er war ein großer, starker Mann, Michael, es gab nicht seinesgleichen unter den Holzfällern, aber als ihn dieser Blick traf, befahl große Schwäche sein Herz und er fuhr sich mit der Hand über die Augen, als suchte er nach einer fernen, fernen Erinnerung. Und im nächsten Augenblick schämte er sich seiner Schwäche, drehte sich mit einem Ruck um und ging grußlos fort. Die Freunde wunderten sich über sein seltsames Verhalten.

Das war vor zwei Jahren. Einmal traf er sie am Brunnen, als er mit seinem Wagen vorüberfuhr. Er führte Holz, lange,



Die vier anderen wichen entsetzt vor ihm zurück . . .

mächtige Eichenstämme, drei Pferdchen waren vor die Füße gespannt; er ging nebenher und knallte lustig mit der Peitsche, aber nur aus Gewohnheit. Denn er schlug die Tiere nie. Er traf auch nie, war ein seltener Gast in den Wirtshäusern der Umgegend, und bei den häufigen Schlägereien, die dem Landamt nach jedem Festtag gemeldet wurden, fehlte sein Name immer. Maria sah ihn ernst und, wie es ihm schien, forschend an, als er mit seinen langen, geraden Schritten vorbeikam. Er grüßte auch nur sie allein. Ernst und gemessen nahm er seinen runden Hut ab.

Er sagte: „Schönes Wetter heute, Fräulein!“

Sie antwortete: „Wie geht es Ihnen, Michael?“

Er sagte, indem er sein blaues Taschentuch hervorholte:

„Ich habe Ihnen Erdbeeren mitgebracht, Maria. Frische Wald-Erdbeeren.“

Sie wurde rot vor Freude dabei. So kam das, ganz allmählich, sie waren vielleicht die letzten, die erfuhren, daß sie sich liebten.

Einmal ging er in seiner freien Zeit hinüber, um sie aufzusuchen. Der Alte empfing ihn alles eher als freundlich. Im Garten, um einen Tisch, saßen die Freunde von ihm, nicht gerade die Besten der Gegend, sie tranken und führten aufrührerische Reden. Der Alte selbst saß in ihrer Mitte, rot im Gesicht, mit hervorquellenden Augen, wie ein aufgeblasener Truthahn saß er da, und er war es, der am lautesten wetterte. Anscheinend sprachen sie von vergangenen Tagen. „Das waren Zeiten!“ riefen sie ein um das andere Mal. „Ein Pfui über diese Welt, in der wir jetzt leben!“ Michael setzte sich bescheiden auf die Küchentreppe neben Maria, die Apfel schälte. Von drüben trafen ihn giftige Blicke — er fühlte sich unbehaglich und sprach nur leise und hastig mit dem Mädchen, das seinen Worten lauschte, andächtig und ergeben. Von der Vergangenheit und dem jetzigen Treiben des Alten schien auch sie nur wenig zu wissen, und so lag es wie ein Geheimnis über dem Haus, das für Michael rätselhaft und fremd geblieben war bis zum heutigen Tag. „Du bist zu sanft, mein Junge“, sagte der alte Jos, sein Freund aus einsamen Holzfällertagen im Wald, zu ihm. „Geh hin und nimm sie dir. Dass sie dich liebt, weißt du ja nun.“ Solche Reden hörte sich Michael schweigend an, aber diese Art vertrug sich nicht mit seinem stillen, bescheidenen Wesen.

Über dem linken Arm trug er eine kleine Schaffelljacke, die Maria als Brautgeschenk zugeschrieben war. In der Rechten schwang

er den schweren Eichenstock, und als er jetzt links vom Waldweg abbog, schimmerten die gelben Mauern des Wirtshauses zum „Roten Fuchs“ durch das Laub. Jetzt flog mit einem Knall die Tür auf, und drei Gestalten drängten über die Schwelle. Michael streifte die drei im Vorbeigehen mit einem flüchtigen Blick; die Gesichter waren ihm unbekannt. Da wurde er angerufen: „He, Freundchen, da du schon hier vorbeikommst, solltest du einen mit uns trinken!“

Michael wehrte lächelnd ab. Aber die drei gaben nicht so leicht nach. Sie traten vor und verstellten ihm den Weg. Er musterte sie jetzt genauer, sie sahen nicht sehr vertrauenerweckend aus. Der eine, ein stiernackiger Kerl mit rotem, aufgedunsenem Gesicht und eng beinanderliegenden Augen, schob sich vor und legte Michael die Hand auf die Schulter.

„Du beleidigst uns, wenn du unsere Einladung ausschlägst“, brummte er.

Michael schwankte, er wollte niemanden beleidigen.

„Ein Gläschen will ich euch nicht abschlagen“, sagte er dann freundlich.

Es schien, als wechselten die drei einen bedeutungsvollen Blick. Sie ließen ihn vorangehen. Er trat ein. Es war schwül und dunkel im Raum, die kleinen Fenster ließen nur wenig Licht durch. Der dicke Wirt hinter dem Pult ähnelte einer alten Kröte. Er erhob sich schwerfällig und fragte nach ihren Wünschen. Noch zwei Kerle saßen an einem der Holztische, die anscheinend mit von der Partie waren. Michael trank schweigend seinen Schnaps, dann bestellte er, wie sich's gehörte, eine Lage. Den Schafpelz Marias hängte er vorsichtig über seine Stuhllehne. Es war unvermeidlich, daß nun auch die anderen ihre Lagen rollten, und so geriet Michael unversehens in eine richtige Sauferei. Er saß an einer Ecke des Tisches und dachte gerade darüber nach, wie er jetzt am besten von hier fortkommen könnte, als der eine Kerl, den die anderen „Rufknacker“ nannten, mit einem schnellen Griff die Schaffelljacke zu sich herüberlangte. Er betrachtete sie wohlgefällig.

„Ich will dir drei Taler dafür geben“, krächzte er.

Wie auf Verabredung schwiegen die andern. Alle Trunkenheit schien von ihren Gesichtern gewichen, und sie starrten Michael schweigend an. Der sagte ruhig „in das Schweigen hinein: „Sie ist unverkäuflich.“

Er erhob sich.

„Ich muß jetzt gehen. Gib mir den Pelz zurück, Freund!“

Der Kerl hielt Michael den Pelz entgegen, dann ließ er ihn wie ein Taschenspieler blitzschnell wieder hinter seinem Rücken verschwinden.

„Für wen ist das Jäckchen, he? Wohl für ein feines Bräutchen?“

Er lichtete wiederlich, und die anderen stimmten mit lautem

Gejohle ein. Michael blieb immer noch ruhig, aber er spürte, wie seine Lippen dünn wurden und ihm vom ungewohnten Trunk das Blut in den Schläfen hämmerte. Die Haut spannte sich über seinen vorspringenden Backenknochen. Er sagte leise:

„Gebt mir die Jacke, Freunde, und lasst mich gehen.“

Es wäre vielleicht alles gut abgelaufen, denn im Schweigen, das jetzt entstand, wurde es den fünf ungemütlich zumute, aber da stach den Stiernackigen der Hafer, und er flüsterte:

„Du kommst noch immer früh genug zu deiner Maria!“

Michael holte aus und gab ihm unverzüglich eine Schallende hinter die Ohren. Das war das Signal zu einem Kampf, der allerdings nur wenige Minuten währte. Sie fielen zu fünf über ihn her und hingen sich an ihn wie Hunde. Der Wirt



Dann sagte er laut und schneidend:
Ich will die Hand deiner Tochter!

flüchtete aus dem Laden. Michael drehte sich wirbelnd im Kreis und schüttelte sie ab. Dann packte er den Kerl mit dem roten Gesicht am Nacken, schwenkte ihn über dem Kopf und warf ihn durch das Fensterkreuz hindurch auf die Straße hinaus. Es klirrte und die Scherben tanzten draußen in der flimmernden Sonne. Die vier anderen wichen entsezt vor ihm zurück, denn sein Gesicht war schrecklich verändert. Es war bleich und eine unbirrbare Entschlossenheit war darin. Er stand breitbeinig in der Mitte der Wirtstube, seine Augen irrten umher, und da er seinen Stock nicht fand, ergriff er einen Stuhl.

Kurze Zeit später verließ er, ein wenig zerzaust und mit einer kleinen Krazwunde auf der Stirn den „Roten Fuchs“ mit der Schaffelljacke am Arm. Hut und Stock hatte er verloren, viele kleine zottige Fähnchen schwarzen Haars umwehten seinen Kopf und seine Augen blitzen. Mit zusammengebissenen Zähnen stampfte er vorwärts. Maria stand in der Küchentür; er sah sie von weitem; als er durchs Hoftor wollte, stellte sich ihm der Alte entgegen. Michael, noch immer mit dünnen Lippen, hart geschlossenen Kiefern und kalten Augen, schob den Arm vor wie einen

Baum, der alles niederrennt, und stieß den Alten beiseite. Dann sagte er laut und schneidend: „Ich will die Hand deiner Tochter!“

Der Alte schielte zu ihm empor, ängstlich wie ein flügelahmer Raubvogel. Er sagte: „Nimm sie also!“

Dann drehte er sich um und ging auf das Haus zu. Ehe er aber eintrat, wandte er noch einmal den Kopf, widerwillig, aber doch irgendwie Achtung in der Stimme: „Du bist doch ein anderer Kerl, als ich dachte, Michael“, brummte er.

„Sie liegen im Roten Fuchs, alle fünf“, gab Michael zurück. „Du kannst sie dir abholen.“

Der Alte wurde grün vor Ärger und knallte die Tür laut hinter sich zu. Als Michael sich jetzt zu Maria wandte, verlor sein Gesicht alle Härte, und seine Stirn glättete sich. Dann streckte er den Arm nach ihr aus, umfing sie und begann zu lachen. Laut und strahlend lachte er, ein schönes, sommerliches Lachen, aber es war auch eine Spur Herausforderung darin. Und als sie ihn fragend ansah, sagte er ruhig: „Sie haben ein Schaf gejagt und einen Wolf gesangen. Und hier ist der Pelz.“ Er gab ihr die Jacke.

Enkel Napoleons?

Zum 100. Todestag des Herzogs von Reichstadt * Von Friedrich Wender

Das tragische Epigonenschicksal des einzigen Sohnes Napoleons, der als König von Rom bereits in der Wiege mit Zepter und Krone spielte und dann, kaum einundzwanzig Jahre später, als bescheidener österreichischer Herzog von Reichstadt ins frühe Grab sank, hat die Phantasie romantisch veranlagter Gemüter vielleicht in noch höherem Grade beschäftigt und zur Erfindung angeregt als die märchenhafte Ilias seines großen Vaters, die im Rampenlicht der Weltgeschichte steht.

Den kurzen Lebenslauf des Sohnes umgibt geheimnisvolles Halbdunkel. Dank Metternichs vorzüglich organisiertem Polizei- und Überwachungssystem hat er sich fast völlig unter Auschluss der Öffentlichkeit abgespielt, und über des verbannten Aiglon Tun und Treiben sind nur unklare und verworrene Gerüchte, meist unkontrollierbarer Domestikenflatsch, in die neugierig aufhorchende Außenwelt gedrungen. Das wenige Positive, das über ihn bekannt geworden war, befriedigte das Sensationsbedürfnis des Publikums durchaus nicht, und so dichtete die schöpferische Phantasie des Volkes dem Gefangen von Schönbrunn eine Reihe sentimentalier und galanter Abenteuer an, in denen man dann die Ursache seines frühen Todes erblickte. Der interessante, schwermütige Jüngling mit dem blonden Lockenkopf und dem schmalen, nur allzu blässen Gesicht, der alle empfindsamen Mädelherzen bezauberte, mußte unbedingt eine Geliebte gehabt haben.

Man suchte nach ihr und fand sie in der Person der berühmten Tänzerin Fanny Elzler, deren wunderbare Beine die Wiener Phäaken des Bormärz in einen wahren Rauschzustand versetzten. Sie war ein Wiener Kind und eine Altersgenossin des Herzogs von Reichstadt — Grund genug also, die beiden zu einem Liebespaar zu vereinen. In des alten Dumas siebzehnbändigem Romanumgetto „Die Mohikaner von Paris“ nimmt die Schilderung dieses gefühlvoll-romantischen Idylls viele hundert Seiten ein. „Röschen Engel“, unter welcher durchsichtigen Maske sich Fanny Elzler verbirgt, und der kleine Napoleon sind bis über beide Ohren ineinander verliebt; auf der Bühne drückt sie mit schmachtendem Augenaufschlag nach der Loge, in der ihr Verehrer sitzt, den von ihm gespendeten Veilchenstraß an die schwelrenden Lippen, und nächstens findet sie sogar Mittel und Weg, um Metternichs Spione zu täuschen und über geheimnisvolle Hintertreppen in Aiglons Schlafzimmer im Schönbrunner Schloss zu gelangen.

Dumas' Phantasie in Ehren — aber diese Geschichte hat er nicht selbst erfunden, sondern er hat nur nachzählt und mit der bekannten dichterischen Freiheit ausgeschmückt, was gewissermaßen die Spuren vom Dach pfiffen und was, als er im ersten Jahrzehnt des zweiten Kaiserreichs den obengenannten Roman schrieb, durch Broschüren, Zeitungsartikel und mündliche Verbreitung längst allgemein bekannt war.

Es mußte also doch ein Körnchen Wahrheit an der Sache sein, ein wenn auch noch so äußerlicher Anlaß vorgelegen haben, der Schlüsse auf ein intimes Verhältnis zwischen Kaisersohn und Tanzgirl zuließ. Und so ist es auch: Die Primaballerina, die nach der Aussage ihrer Zeitgenossen „Goethe tanzte“, war damals die Geliebte des berühmten Publizisten Friedrich von Genz, der mit seinen sechsundsechzig Lenzen auf dem Rücken, einer rotblonden Perücke auf dem kahlen Schädel und einer schwarzen Brille auf der Nase alles andere als ein Adonis war. Genz, der sein Liebesabenteuer nur als Mittel betrachtete, „um die Illusionen der Jugend zu bewahren“, hatte der Elzler eine elegante Wohnung eingerichtet, die zugleich ein Arbeits- und Lesezimmer für ihn selbst enthielt. Dort weilte der verliebte Greis meist den ganzen Tag, und in diesen Räumen besuchte ihn auch häufig der damalige Hauptmann Anton von Prokesch, der intime Freund des Herzogs von Reichstadt. Wollte dieser seinen Mentor nach Schönbrunn einladen oder ihm etwas mitteilen, so schickte er gewöhnlich seinen Jäger in die Wohnung der Elzler, wo Prokesch am sichersten zu erreichen war. Die Nachbarn sahen den Lakai mit versteckten Briefen bei der Tänzerin ein- und ausgehen; das sprach sich herum, und die geschwätzige Fama machte aus dem Diener einen Postillon d'amour, der die galante Korrespondenz zwischen seinem Herrn und der Elzler vermittelte. Dazu kam, daß Genz wenige Wochen vor dem Herzog von Reichstadt, nämlich am 9. Juni 1832, starb. Seine Geliebte trug daraufhin Trauer, was man wieder irrtümlicherweise auf den kurz darauf erfolgten Tod des Prinzen bezog. In Wirklichkeit hat sie, wie sie selbst und Prokesch bestätigt haben, den Herzog von Reichstadt niemals — gesehen! Damit zerplatzt der schöne Liebesroman, den man ihr angedichtet hat, wie eine Seifenblase.

Ebenso unbegründet und erfunden ist die Behauptung, Metternich habe den Herzog durch übermäßigen Sinnengenuß in den Armen leichtfertiger Weiber absichtlich zugrunde gerichtet,



um die nach der Julirevolution von den Bonapartisten geplante Wiederaufrichtung des napoleonischen Kaiserreichs zu verhindern. Der Prinz hat jedoch überhaupt keinen Verkehr mit Frauen gehabt, und die Lungenenschwindsucht, die ihn mit 21 Jahren dahinraffte, war ein Erbteil seiner Mutter: fast alle Geschwister der Kaiserin Marie Therese, der Tochter Ferdinands IV. von Neapel und Mutter der Kaiserin Marie Luise, sind zwischen 18 und 25 Jahren an Lungenentuberkulose gestorben.

Gleichwohl verstummte das Gerücht nicht, wonach der Herzog von Reichstadt aus dem mehr oder minder heimlichen Liebesbund mit einer Tänzerin oder einer ungarischen Gräfin Nachkommen hinterlassen habe. Eine ganze Reihe dieser posthumen Napoleoniden sind, freilich erst nahezu ein Menschenalter nach dem Tod ihres angeblichen Vaters, an die Öffentlichkeit getreten und haben ihre Abstammung vom großen Kaiser geltend gemacht.

Den Reigen dieser aprotryphen Bonapartes eröffnet ein gewisser Johann Heinrich Liebmann, offenbar ein Deutscher oder Österreicher, der am 8. Mai 1870 an Napoleon III. schrieb, er heiße in Wirklichkeit Franz Bonaparti (I) und sei der Erbe des Herzogs von Reichstadt. Als solcher mache er seine berechtigten Ansprüche auf den französischen Kaiserthron geltend, doch wolle er sich mit einer vorläufigen Abfindung von 100 000 Frank begnügen. Napoleon III. würdigte indes den mehr als zweifelhaften „Vetter“, der in reichlich ungeschickter Form auf den Gimpelfang ausging, keiner Antwort, und der wenige Monate später erfolgte Zusammenbruch des zweiten Kaiserreichs hat ohnedies alle weiteren Bettelbriefe des Schwindlers oder Narren Liebmann-Bonaparti hinfällig gemacht.

Weitaus energetischer und selbstbewusster pochte ein zweiter „Sohn“ Aiglons auf seine vermeintlichen Erbrechte. Auffallend spät — erst 1877 — will Herr Louis Tisserant, auch Giuseppe Tealdo geheißen, das Geheimnis seiner Abstammung von dem vor bereits fünfundvierzig Jahren verstorbenen Herzog von Reichstadt erfahren haben. Ein Kammerdiener des Grafen Toffetti habe ihm eröffnet, daß er eigentlich der Sohn des Napoleoniden und seiner Geliebten, einer Frau Woyna oder Cescrani sei. Diese wichtige Entdeckung teilte Herr Tisserant zunächst sämtlichen Mitgliedern des Hauses Bonaparte mit, ohne daß diese Verständnis für die sehr naheliegenden Wünsche ihres neuen Anverwandten zeigten. Als von dieser Seite nichts zu holen war, gab der unternehmungslustige Mann am 9. Januar 1880 auf dem Mailänder Postamt ein ganzes Bündel Einschreibebriefe an sämtliche europäische Staatsoberhäupter und Ministerpräsidenten auf, in denen er sich unter Verufung auf seinen Kronzeugen, den Kammerdiener Pedrino des Conte Toffetti, als Erbe des Herzogs von Reichstadt auswies und außer den Gütern, die sein verstorbener Vater in Böhmen hinterlassen haben sollte, auch noch die Herausgabe des angeblich im Keller der Tuilerien aufgespeicherten Privatvermögens seines „Großvaters“ Napoleons I. verlangte. Im übrigen wollte er sich mit dem Namen „Don Carlo“ begnügen, den ja auch der Vater des ersten Kaisers, der Advokat von Ajaccio, geführt habe. Ein Blick in diese Denkschrift des famosen „Don Carlo“ zeigt, daß ihr Verfasser ein armer Geisteskranker war, dem seine Einsprüche bei den unterschiedlichen gekrönten Häuptern statt des eingebildeten napoleonischen Millionenvermögens vielleicht einen Freiplatz im Irrenhaus verschafft haben, denn die weiteren Schicksale dieses „Napoleoniden“ sind unbekannt.

Als Dritter im Bunde der Erben des Herzogs von Reichstadt meldete sich der biedere Schneidermeister Ludwig aus Wurzen, der am 18. Dezember 1900 im Alter von 68 Jahren in Chemnitz das Zeitliche segnete. Er war ein Findelkind, angeblich von hoher Herkunft, das von der Familie des Schneidermeisters Ludwig in Wurzen aufgezogen und adoptiert wurde. Er war bereits 36 Jahre alt und übte als braver Familienvater das ehrsame Schneiderhandwerk aus, als er am 22. Juli 1869 — also just an dem Todestag des Herzogs von Reichstadt — aus Leipzig einen Brief erhielt, in dem ein ehemaliger ungarischer Honved-Hauptmann Daniel von Kászony den Ritter von Schere und Nadel respektvoll mit „Mon prince“ und „Hoheit“ anredete und ihn gleichzeitig über seine fürstliche Abstammung aufklärte. Kászony, der 1870 in einem dicken Buch „Die neuesten Geheimnisse der Tuilerien“, diese völlig unhistorische Prinzenlegende des Wurzener Schneiders erzählte, behauptete, der Herzog von Reichstadt habe sich heimlich mit einer ungarischen Gräfin trauen lassen und wäre mit ihr aus Schönbrunn ent-

flohen. Von Metternichs Häschern eingeholt, sei der Herzog im Handgemenge mit seinen Verfolgern durch einen Stich ins Herz getötet worden. Die junge Witwe habe wenige Monate später in einer Villa bei Tepliz einen Knaben geboren, der ein Muttermal in Gestalt einer Narbe in der Herzgegend aufwies. Dieser posthume Sohn des Herzogs sei dann ausgerechnet nach Wurzen gebracht und von der Schneidersfamilie Ludwig aufgezogen worden, ohne daß die Mutter oder deren Angehörige sich weiterhin um das Kind gekümmert hätten. Außer dem Brief Kászonys besaß Ludwig als Beleg für seine hohe Abkunft noch ein angebliches Schreiben, das Prinz Jérôme (offenbar der als Prinz Plon-Plon bekannte Sohn des Königs Jérôme von Westfalen) im Jahre 1867 aus Leipzig an ihn gerichtet haben soll. Der „Prinz“ verleiht darin — in deutscher(!) Sprache — seiner Freude über die endliche Auffindung seines „vielgeliebten Anverwandten“ beredten Ausdruck. Es ist nicht schwer, diese angeblichen „Dokumente“ als plumpen Fälschungen eines phantasieliebigen Witzboldes nachzuweisen, der sich einen Spaß daraus machte, dem Schneiderlein einen Floh ins Ohr zu setzen.

Dieser Roman des Schneiders Ludwig scheint auch seinem Landsmann, dem Schulmeister von Warnsdorf bei Wurzen, den Kopf verdreht zu haben. Dieser nahm die Ehre, der Sohn des Herzogs und der bewußten Ungarin zu sein, für sich in Anspruch. Aber auch diese Geschichte ist zum mindesten sehr verdächtig, denn die Trauung des Prinzen und der Gräfin soll auf einem Gut in der Nähe von Debreczen stattgefunden haben. Dort kann aber der Herzog niemals gewesen sein, da er in seinem ganzen Leben überhaupt nicht über Preßburg hinausgekommen ist. Gleichwohl verlangte der aus dieser Ehe angeblich hervorgegangene „Prinz Eugen Joseph Napoleon Bonaparte“ von der sächsischen Gesandtschaft in Wien die Ausstellung eines auf diesen Namen lautenden Tauffcheines. Als einziges Dokument zur Begründung seiner mehr als zweifelhaften Ansprüche legte der Warnsdorfer Lehrer eine höchst verdächtige Bestätigung des Stuttgarter katholischen Pfarramtes vor, wonach „Prinz Eugen Joseph Napoleon Bonaparte“ am 27. September 1872 in den Schoß der römisch-katholischen Kirche aufgenommen worden sei. Obwohl dieses Schriftstück ein amtliches Siegel und die Unterschrift eines Vikars Berger trägt, erscheint es doch kaum glaubhaft, daß eine Behörde einen wildsremden Menschen einfach als „Prinz Bonaparte“ registriert haben soll.

Die Legende hat neuerdings dem Herzog von Reichstadt einen Sohn zugeschrieben, der vor seinen früheren bürgerlichen „Brüdern“ wenigstens den Vorzug wirklichfürstlicher Abstammung besitzt. Schöpfer dieses jüngsten Aiglonromans ist der Italiener Marchetti-Ferrante, dem eine gewisse Ähnlichkeit zwischen den Porträts des Herzogs von Reichstadt und den Jugendbildnissen des späteren Kaisers Franz Joseph von Österreich aufgefallen ist. Marchetti meint, man könne den schlanken Jüngling mit blondem Haar und der typischen Habsburger Unterlippe, den das Porträt von Daffinger darstellt, ohne weiteres mit einem Bild des achtzehnjährigen Franz Joseph aus dem Jahre 1848 verwechseln. Diese scheinbare Ähnlichkeit kann indes kaum überraschen, wenn man bedenkt, daß die Mutter des Herzogs von Reichstadt eine Habsburgerin, und zwar die Schwester des Erzherzogs Karl Franz, des Vaters des Kaisers Franz Joseph, war. Die traditionelle Habsburger Unterlippe haben also beide gemein; wobleiben aber bei Franz Joseph die charakteristischen Züge Napoleons, dessen Enkel er gewesen sein soll, und die sich doch auch auf den Sohn vererbt haben!? Sie fehlen vollkommen, obwohl die obere Gesichtshälfte des Herzogs von Reichstadt auffallend an den Vater erinnert, wie ein Vergleich der beiden Totenmasken beweist. Nun gleichen Söhne in der Jugend stets mehr der Mutter, während die körperlichen und geistigen Eigenschaften des Vaters erst im reiferen Mannesalter hervortreten. Der Herzog von Reichstadt ist jedoch bereits mit 21 Jahren gestorben, als bei ihm noch der mütterliche Typ überwog, während sein „Sohn“ Franz Joseph ein Alter von 86 Jahren erreicht hat, ohne daß bei ihm die charakteristischen Merkmale der napoleonischen Abstammung zur Geltung gekommen wären.

Man sieht, vor der sachlich-nüchternen Kritik der Geschichtsforschung können diese romantischen Märchen und abenteuerlichen Geschichten von angeblichen Entfeln des großen Napoleons nicht bestehen. Wir müssen uns also schon mit der Tatsache abfinden, daß mit dem Herzog von Reichstadt auch der direkte und legitime Stamm des Welteroberers erloschen ist.

1914/18 auf der Schülbank

von ERNA LANGE

5. Fortsetzung

Zweites Buch

Nach den Tagebüchern der Hilde Weg erzählt
Das vierte Kriegsweihnachtsfest ist vorüber.

Wieder sind umzählige Liebesgabenpäckchen ins Feld geschickt worden, aber sie sind ärmer und trauriger geworden. Wie wir ...

Bald dreieinhalb Jahre Krieg — das ist eine lange Zeit. Und schlimmer als Granaten, Fliegerbomben und Gasangriffe ist die Hungerblockade. Damals lachten die Menschen — Hal Amerikal — Heute lacht keiner mehr. Brot, Fleisch, Fett —

Wir haben Hunger, Hunger! ...

Vater hat sich einen kleinen Handwagen geliehen. Wir müssen uns Kohlen vom Hafen holen. Heute muß man alles selbst besorgen. Hoffentlich sind Männer da, die sie uns in Säcke schaufeln. Wie ist mir der Weg so weit geworden. Wie liegt der Frühkonzertplatz traurig und verlassen! Draußen die großen Cafés: Mit leeren Augen grinsen die Fenster der Glasveranden.

Vielle Menschen sind am Hafen. Ein kleiner Haufen Briketts wird verteilt. Aber wer keinen gestempelten Schein hat, ist vergeblich hier. Es sind sehr viele, die leer abziehen müssen. Männer fluchen und spucken, Frauen betteln und weinen, zerlumpte Kinder versuchen hier oder dort ein halbes Brikett zu entwenden.

Ich weiß nicht, wo ich meine Hände lassen soll, so frieren sie. Endlich haben wir unseren Anteil. Zwei einhalb Zentner. Diese verfligten Bengell! Immer wieder versuchen sie vom Wagen zu mausen. Man muß so aufpassen!

Bei dem Gedenkstein in der Promenade bleibt Vater plötzlich stehen, lehnt sich an das Gitter und preßt die Hand gegen die Brust. —

„Einen Augenblick, Hilde! Einen kleinen Augenblick! Es geht gleich vorüber —“ Wie schwer und mühsam er atmet!

Ich erlaube nicht, daß Vater wieder an dem Wagen zieht. Ich habe Angst um Vater.

*

Auch die sechs Wochen Kohlenferien gehen vorüber. Endlich wieder Schulbeginn! Man freut sich geradezu auf die Schulbänke. Mit den Weihnachtsferien sind es neun freie Wochen gewesen.

Aber jetzt das Klassenzimmer! Ach, das alte, liebe Klassenzimmer — und wir darin!

Die Röhren der Zentralheizung sind in den Pausen belagert. Sie geben nur mäßige Wärme ab. Gleich am dritten Tage wird ein Mantel vom Flur gestohlen. Kein Suchen und Nachforschen bringt ihn wieder zum Vorschein. Wir lassen einen langen Garderobenriegel in der Klasse anbringen. So, nun haben wir unsere Sachen doch immer vor Augen! Manchmal behalten wir die Mäntel in den Stunden an. Vergraben die Hände in die Taschen und sitzen wie frierende Hühner auf den harten Bänken.

Dr. Hensberg läuft auch einmal aus dem Unterricht hinaus und kommt im Überzieher wieder.

„Das ist ja einfach nicht zum Aushalten bei euch, Herrschaften!“

Dr. Hensberg ist ein neuer Lehrer. Er ist schon im Felde gewesen und gleich in den ersten Wochen so schwer verwundet worden, daß er felddienstuntauglich geschrieben werden mußte.

Er ist ein bißchen unbehaglich in Mathematik. Seine Augen sind dauernd überall. Die leichte Steifheit seines Beines hindert ihn nicht, zwischen den Bankreihen hin- und herzuwandern. Das Mögeln wird bei ihm zu einer schwierigen Angelegenheit. Und mit den Brüchen wissen wir immer noch nicht Bescheid.

„Nun sagt bloß, Herrschaften, habt ihr überhaupt schon mal Rechnen gehabt? Was von Zählern und Nennern und Dividieren und Subtrahieren gehört —? Wie soll ich euch die Proportionen und Potenzen und Quadratwurzeln beibringen, wenn ihr nicht einmal drei Viertel plus sieben Achtel im Kopf zusammenziehen könnt?“ entsezt er sich.

Dr. Hensberg ist das A und O der Schule. Alles, was mit dem Krieg zusammenhängt — und was hängt heute nicht mit dem Krieg zusammen? —, hat er unter sich. Also auch die Ablieferungsstelle alter Sachen. Die reine Produktenhandlung ist in drei großen Kellerräumen eingerichtet worden. In Häufen und Bergen liegt dort alter Kram. Alles hat ja heute irgendwie einen Wert, kann weiterverwendet werden. Papier, Lumpen, Knochen, Stanniol, Korken, Gummi, Glaschenkapseln, Haare, zerbrochene Grammophonplatten, Konservenbüchsen — — — Im Souterrain unserer neuen Schule riecht es nach einer Trödlerwirtschaft. Aber wir reißen uns danach, dort helfen zu dürfen.

In kleine Sammelheftchen kleben wir die für die Ablieferung der Sachen erhaltenen Marken.

„Das Allermindeste müßt ihr entdecken,

Auf das geschwindeste in allen Ecken“

steht auf der Deckelseite. Und wir entdecken überall ablieferbare Gegenstände. Die Bodenkammern sämtlicher Bekannten werden gründlich abgesucht. Rosemarie hat neulich für ein vollgeklebtes Heftchen ein wunderschönes Buch bekommen. Dr. Hensberg hatte eine Widmung hineingeschrieben, die auch vom Direktor unterzeichnet worden war. Nun streben wir alle eifrigst nach dem gleichen Ziel.

Heute bringt Inge Leukner eine schwere Schachtel Bleisoldaten mit.

„Ich bin ganz lahmt vom Schleppen“, stöhnt sie und schwenkt den angestrengten Arm hin und her. Mit Begeisterung packen wir die Herrlichkeit aus. Große, selbstgegossene Musketiere sind es.

„Darauf bekommst du aber eine Menge Marken!“

Die Soldaten, die Soldaten! Wenn die herrliche Freistunde doch nie zu Ende gehen möchte! Fräulein Hopperberg ist erlältet; wir sind ohne Vertretung. Nach Herzenslust lassen wir die blauen Musketiere über die schwarzen Tischplatten marschieren. Federhalterrillen sind Schüttengräben, und Tote und Verwundete gibt es zuhauf — —

Wir singen und haben rote Bäckchen vor Begeisterung. Wir trommeln mit den Knöcheln: Tack! tack! tack! tack! tack! — „Jeder Schuß mordet! Deckung suchen! Deckung suchen! —“ ...

Ein wenig ruht unser Kriegsspiel. Die Erinnerung an Fräulein Rönnleins Stunden beherrscht die Gedanken.

„Wißt ihr noch, wie wir unter den Bänken saßen?“

„Und die Hefte durch die Klasse sausten?“

„Wie wir in rotem Märchen Schiff unter goldenen Segeln auf der Persante fahren wollten?“

Fragen und Antworten schwirren hin und her, lachend und wehmüdig —

Irgendwo in einer Nervenheilanstalt schallt jetzt Fräulein Rönnleins Singen und Kommandieren über lange Gänge.

„Inge, bring die Soldaten noch nicht hinunter! In der nächsten Pause erst, oder ganz zuletzt.“

„Morgen, Inge, oder übermorgen —“

Wir betteln. Wir mögen uns nicht trennen. Wir möchten immerzu die Bleisoldaten auf unseren Tischen haben. Inge Leukner lacht. „Kleine Kinder spielen gern. Also schön! Bis zur letzten Pause. Sie freut sich, uns einen Gefallen tun zu können. Sie ist oft ein bißchen allein zwischen uns.“

Schade, daß wir keine Freistunde mehr haben! In Französisch gibt es sogar ein ganz unerwartetes Diktat. Blaßen Angesichts behaupten wir einstimmig in der Pause, daß es diesmal nur Bieren und Füßen sezen würde . . .

Aber Geschichte ist zum Sterben langweilig. Sicherlich ist es damals, als Hannibal vor Roms Stadttoren lagerte, nicht so gewesen. Aber wie wir es heute durchnehmen, ist es zum Auswachsen.

Rosi und ich amüssieren uns stillvergnügt mit einigen Bleisoldaten. Die beiden auf der Bank vor uns sitzen breit und unbeweglich in ihrer Verschlaftheit. Fein können also hinter ihren Rücken die Musketiere egerzieren. Immer so ums Tintenfaß herum.

„Dieser ist Hannibal“, flüstert Rosi, „der kommt nun herein —“

Mahnend klopft ein Bleistift auf. „Ruhig dort hinten! Keine Privatgesprächel!“ Sicherheitshalber schreibe ich nun meine Entgegnung auf.

„Läß doch den ollen Hannibal Hindenburg ist es, und das sind seine Feldgrauen, und die haben die Schlacht bei Tannenberg gewonnen —“ steht auf meinem Zettel. Rosi nicht begeistert, spielt ein Stückchen schwarzweißrotes Band, das sie als Lesezeichen benutzt, auf eine Stecknadel und befestigt es einem mutig dreinschauenden Bleisoldaten unter dem Arm. Das ist also Hindenburg, der uns die schulfreien Tage beschert! Wir bauen seine Freunde um ihn. Es dünt uns erhaben und feierlich. Unsere Augen sind weit vor Begeisterung.

Plötzlich steht Fräulein Mais vor unserer Bank. Unheimlich schnell ist sie vom Katheder heruntergekommen. Niemand hat uns warnen können —

Hindenburg fällt mit seiner Truppe unter den Tisch. Rosis erschrockene Hand reiht sich noch empfindlich an der Stecknadel — mein Fuß tritt blitzschnell auf das Stückchen Schwarweißrot. Aber es ist alles zu spät. Es ist alles zürnend gesehen worden.

„So etwas ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorkommen! Es ist doch einfach unerhört! Wem gehören die Soldaten? Ich frage, wem die Soldaten gehören?“

„Mir.“ Inge steht auf. „Sie sind ganz aus Blei. Ich wollte sie abliefern, Fräulein Mais.“

„Warum hast du das nicht längst getan? Es waren doch schon drei Pausen. Du hast auch Schuld. Ich müßte dich auch einschreiben —“

Wir werden kreideweiß vor Schreck. Sie wird doch nicht gleich ins Klassenbuch —? Aber richtig. Gleich ins Klassenbuch. Wegen Unaufmerksamkeit und ungebührlichen Betragens. Wieso denn Betragens —?

„Na, über den Strich werdet ihr euch doch nicht ärgern?“

Ja, sie haben alle gut trocken. Wir sitzen drin, und sie nicht. Sehr wahrscheinlich läßt uns der Direktor noch deswegen kommen. Rosemarie ist ganz unglücklich.

Alle Lehrer lesen den Tadel, sehen uns strafend an und fragen. Hauer gibt eine Vertretungsstunde.

„Na, könnt ihr die Brüche noch? Ich werde mal ein bißchen repeterieren. Sonst kommt ihr nicht durchs Leben, ihr Pinsel! Ja, Pinsel seid ihr immer noch, wenn ihr auch schon groß seid.“

Natürlich durchblättert er auch mit Interesse das Schwarze Buch —

„Was habt ihr beiden denn schon wieder angegeben? Ihr seid wohl nicht viel verständiger geworden!“

Oh, ich bin wütend. Ich möchte Rosi eine Ohrfeige geben, weil sie wie ein Häufchen Unglück neben mir hockt. Als nachher auch noch Dr. Hensberg fragt, plazt ich.

„Während Fräulein Mais von Hannibal erzählte, haben wir ein paar der Bleisoldaten, die Ingeborg Leukner in der nächsten Pause bei Ihnen abliefern wollte, auf unseren Tisch gestellt. Der eine sollte Hindenburg sein, die anderen seine Krieger. Das entdeckte Fräulein Mais und schrieb uns ein.“

Hensberg sagt nichts. Er dreht den großen Zirkel in der Hand und malt einen Kreis an die Tafel. Rosi sieht aus, als ob sie nun sterben will.

„Also, Herrschaften, wir waren beim Wiederholen. Ich möchte einmal unseren zweiten Lehrsatzen bewiesen haben — Gleiche Sehnen eines Kreises haben gleichen Abstand vom Mittelpunkt.“ Liefelotte Lehmann, hier an der Tafel, bitte.“

Jeden Sonnabend kommt das Klassenbuch zum Direktor. Manchmal wird es „vergessen“. Wenn der Chef es merkt, schlägt es ein. Aber oft überseht er es. Daz er es diesmal „vergessen“ wird, dafür sorge ich und kneife mit Rosi kramphaft den Daumen, daß er es übersehen möge. Dann sind wir so gut wie gerettet. Nachher muß man schon zurückblättern, um den Tadel zu finden. Also wir hoffen mit Hängen und Bangen.

Friedel Wissendorf und ich haben in dieser Woche die Klassenordnung. Das heißt, wir müssen die Hefte verteilen, die Tafel sauber halten, nach Schulabschluß Pult und Schrank verschließen usw. Gestern mittag hatten wir glücklich alles vergessen. Waren aus der Klasse hinausgelaufen, Schrank auf, Pult auf, Tafel mit Sternbildern bestrichelt.

Unbeachtet aber schien es geblieben zu sein. Unsere herzhafte Besorgnis hat sich schon wieder gelegt.

Wenn die Pausenaufsicht ins Zimmer schaut, schützen wir dringendste Beschäftigung vor.

Wie jetzt eben gerade. Wir knien noch mit Hefteköpfen vor dem Schrank, als Rosemarie witternd ihre Nase durch die Türe steckt —

„War sie schon hier?“

Vorsichtig schließt sie die Türe hinter sich. „Ich muß unbedingt noch einmal Englisch übersetzen.“

Aber daraus wird nichts. Denn unten ziehen singend Feldgräbe vorüber. Und wir haben plötzlich Lust, mit einzufallen:

„Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren, — — —“

Sie singen so wie vor drei Jahren, sie marschieren auch so. Und doch ist es anders. Sie waren damals auch müde, wenn sie von den schweren Feldübungen zurückkamen. Aber es war eine andere Müdigkeit.

Doch es ist Krieg. Und sie sind treue deutsche Männer — Sie ziehen ins Feld, sie schießen und lassen sich erschießen — sie stehen stramm und schreien Hurra, sie singen und marschieren —

Und ihre Augen werden jetzt heller, sie lachen und grüßen zu uns heraus. Wir singen richtiger und besser.

„Dieser Frechdachs! Guß mal, diesen jungen da — der winkt ordentlich. Ich soll wohl kommen, wie? Haha!“

Friedel schwenkt ausgelassen ihr Taschentuch.

„Ei bloß wegen dem Schinderassa, Bumderassassa!“

Ei bloß wegen dem — — —“

schmettert sie als Antwort.

Ich möchte auch winken. Ach, wir sind in so winkfreudiger Stimmung. Aber mein Taschentuch, wo habe ich denn das gelassen, das Taschentuch?

Die Röhren der Dampfheizung retten uns vor dem Hinausfallen. Unsere Füße klammern sich kramphaft um sie. Sonst schweben wir beinahe in der Luft. Von der Kälte merken wir nichts, denken auch nicht daran, daß die Klasse sehr auskühlt.

„Die beiden Ordnungsschülerinnen und Hildegard Weg und Rosemarie Anger sollen mal gleich zum Direktor kommen!“ tönt es plötzlich an unsere Ohren.

Da wären wir doch beinahe aus dem Fenster gefallen. Denn wir drei sind ja die vier Gewünschten. Mit weißen Gesichtern und sonderbaren Schwächegefühlen in den Knieen setzen wir uns in Bewegung.

„Wenn ihr was ausgefressen habt, dann freut euch man! Er ist heute in niedlicher Gemütsverfassung“, fügt die Überbringerin der Höbepost noch hinzu.

„Fang bloß nicht an zu heulen!“ ermahnte ich Rosi; dann verschließt uns die „Schickastür“.

Direktor Mengel hat eine dicke Hornesfalte auf der Stirn. Unverkennbar ist er in schwer gereizter Stimmung. Einige Augenblicke bleiben wir unbeachtet. Wenn doch jetzt ein Erdbeben käme, ach, ein Erdbeben, das uns versinken ließ!

Aber wir stehen unheimlich sicher auf gebohnertem Linoleum. Nichts geschieht.

Nur ein Grollen und Donnern hebt an, schwächt an, erfüllt den Raum. Er, Direktor Mengel, habe gestern nach Schulabschluß in unsere Klasse gesehen — — So etwas von Unordnung und Liederlichkeit! Jawohl, Liederlichkeit! Der Schrank sperrangelweit auf, das Pult unverschlossen, die Tafel nicht abgewischt — Und wir wollten deutsche Mädchen sein? In Grund und Boden müßten wir uns schämen.

Rosemarie geht dieser Ausbruch eigentlich nichts an. Sie ist ja in dieser Woche nicht für die Klassenordnung verantwortlich. Aber sterbensweiss und zittrig steht sie neben mir.

Und dann der Tadel — Ja, er hätte davon gehört. Schon mit Fräulein Mais gesprochen. So etwas! Aber so etwas! In der Stunde mit Soldaten zu spielen! Und wo das Klassenbuch sei? Warum es nicht mit den anderen am Sonnabendmittag in sein Zimmer gelegt worden sei?

Rosemarie klackert doch richtige Tränen herunter, und ich beherrsche mich kramphaft, schon weil ich kein Taschentuch habe — —

Diese Bummelei! Er wolle uns aber auf den Zug bringen! Oh, er ist gewaltig im Fahrwasser. Es hat schon zweimal geklingelt, und er redet immer noch. Er hat einen roten Kopf, und ich vermisste peinlich mein Taschentuch.

„Und wenn bis morgen neun Uhr das Klassenbuch nicht hier auf diesem Platz liegt, dann werdet ihr was erleben. Dann sollt ihr mich kennenzulernen — —“

Unwillig unterbricht sich der Zürnende. Denn ohne anzuhopfen, ist jemand ins Zimmer gekommen.

Seine Frau ist es. Sie ist rot und erregt. Schwenkt ein Papier in der Hand — — sieht uns überhaupt nicht.

„Morgen um zehn, Friedbert.“ — Mehr sagt sie nicht. Sinkt auf einen Ledersessel und starrt auf das Linoleumparkett. Sie muß sehr gelaufen sein, die kleine Frau Direktor.

Direktor Mengel ist blaß geworden. Ohne zu lesen weiß er den Inhalt des amtlichen Schreibens.

Es ist der Gestellungsbefehl.

Natürlich behalten sie den Chef. Trotz der grauen Haare und dem engen Brustkasten. Und obgleich er hier in der Schule kaum entbehrlich ist.

In einer schlecht stehenden Gemeinenuniform treffe ich ihn einmal im Mittelslur. Einfach nicht zum Wiedererkennen! Unser Hauswart sah entschieden günstiger in dem grauen Rock aus. Mit eiligen Schritten kommt ihm der alte Professor mit dem Zensurenbuch unter dem Arm entgegen. Schüttelt mit respektvoller Rührung beide Hände des Vorgesetzten, — dann verschwinden sie hinter der „Schicksalstür“.

Das Papier der Schulhefte ist miserabel. Grau, holzig, faserig. Die Radiergummis taugen nichts. Zeichenblöcke sind teuer und schlecht und schwer zu erlangen. Man lernt sparen. Von oben kommt der Befehl: Die Hefte sind bis zum äußersten auszunutzen und schmale Linienzeichnung zu verwenden!

Es ist direkt interessant. Was heute streng anbefohlen wird, wäre früher auf das schärfste bestraft worden. Um keine neue Seite für den letzten Satz anzufangen, darf man ihn unter die Zeile und über den Rand schreiben. — Die Zeichenblätter werden halbiert und beiderseitig verwendet. Ausarbeitungen für Erdkunde, Geschichte und Physik kommen in ein gemeinsames Heft.

*

Wenn man zu Hause ist, dreht sich alles Denken, Reden und Handeln nur um das Essen. Ein Kleckschen Butter, anderthalb Kleckschen Margarine, ein müffiges Graubrot, einen Feigenfleisch in der Woche. Ab und an ein Viertel Reis oder Nudeln oder Grütze.

Es gibt auch Eiermarken. Aber keine Eier darauf. Nur „hintenrum“ — wie Speck und Schmalz und Wurst. Freunde, Bekannte oder Verwandte vom Lande sind die begehrtesten, verehrtesten, mit heißester Freude bewillkommen Menschen geworden. Schäze der Stadtleute — — Schmuck, Zierat, Bücher, Möbel, alles wandert aufs Land gegen Butter, Eier, Speck . . . Es wird aufgesessen — vergessen — — Aber die Schatullen und Schmuckkästen sind leer.

Vater ist öfter zu dem Bette aufs Land gefahren, hat von meinen Spielsachen für die Kinder mitgenommen und Lebensmittel heimgebracht. Vater ist immer gleichmäßig freundlich. Aber ich glaube, sie tun ihm bitter weh, diese Bettelfahrten — zu denen er sich doch ohne Murren jedesmal aufmacht, wenn Mutters Speisekammer leer ist.

Alles könnten wir selber haben, wenn Mutter sich auf dem Lande eingelegt hätte. Ich weiß es jetzt, nur deshalb wohnen wir in der Stadt.

Vater, Vater, wie sehr mußt du die Mutter geliebt haben, daß du ihretwegen deinen stolzen Erbhof verkauft hast! Ihr geht immer zusammen und teilt alle kleinen Freuden und Leiden des täglichen Lebens. Keiner möchte ohne den anderen sein. Aber in euren Wunschträumen wandern die Gedanken sternweit auseinander — — suchen eure Seelen in ganz verschiedenen Welten ihr Traumglück . . . Vielleicht ist das immer so, vielleicht geht jeder Mensch, auch neben dem geliebtesten, seinen Weg allein.

(Fortsetzung folgt)

Jakob spielt Feuerwehr

von Charlotte Niese * Mit Zeichnungen von H. Becker-Berke



ben in der großen Fichte saß das Rabennest mit den vier Jungen, die noch sehr strubbelig aussahen. Sie waren sehr hungrig, und die Mutter hatte ihre Not, sie fett zu machen. Vater Rabe war vor einigen Tagen weggeflogen und nicht wiedergekommen. Da lag die ganze Last auf der Mutter, und sie mußte oft wegfliegen, um nach Futter auszusehen.

„Kinder“, sagte sie heute, „bleibt nur still im Nest liegen, hier läuft ein Geschöpf herum mit einem Stock auf dem Rücken, aus dem ein Blitz fährt, und den Fuchs habe ich auch schon gesehen. Der ist hinter Mäusen her, und im Busch liegt ein toter Hase. Dem Fuchs ist nicht zu trauen, er nimmt, was ich auch gern haben möchte! Liegt ganz still, bis ich wiederkomme!“

Die Rabenmutter flog davon. Der Wind wehte, die Föhre schaukelte, die jungen Raben blinzelten in die Sonne, und der älteste von ihnen kletterte auf den Nestrand und wollte nachsehen, wo der Fuchs wäre. Er hatte noch nie ein solches Tier gesehen. Schlich da nicht etwas Gelbes unter der Fichte?

In diesem Augenblick knallte es, der kleine Rabe erschrak so, daß er vom Nestrand durch die Zweige der Fichte fiel und die Besinnung verlor. Als er wieder zu sich kam, saß er in einem Haus, das Gitter hatte, und ein kleines Mädchen betrachtete ihn.

„Welch ein häßliches Tier!“ sagte sie. „Hat keine Federn und

nur Stoppeln.“ — „Es ist ein echter, junger Rabe!“ sagte eine andere Stimme. „Er fiel gerade aus dem Nest, als ich den Fuchs sah. Wenn du ihn gut fütterst, wird er ein schönes Federkleid erhalten und hübsch werden.“ — „Dann soll er Jakob heißen!“ rief das kleine Mädchen.

Das Rabenkind verstand diese Unterhaltung nicht. Es saß noch immer betäubt, sperrte den Schnabel auf und konnte nichts begreifen. Aber wie es nun weißen schönen Quark erhielt und andere gute Sachen, erholte es sich. Es sehnte sich nach dem Nest in der Fichte, aber der gelbe Sperling sagte, es solle vernünftig sein. Der gelbe Sperling saß in einem gelben Haus und bildete sich viel ein. Er schaukelte sich in einem Ring und sang. Der kleine Jakob fand diesen Gesang abscheulich; seine Mutter krächzte viel hübscher, aber Anni erklärte den Gesang für wunderhübsch, und ihre Mutter sagte dasselbe. Der gelbe Sperling hieß Pittchen, und er war klug.

„Ich bin gebildet!“ sagte er zu Jakob. „Ich habe singen gelernt und kann die Menschen- sprache verstehen. Ich begreife nicht, daß Onkel Eduard dich aus dem Wald mitgebracht hat, wohin du doch gehörst! Er sagt, du wärest umgekommen, was nicht schlimm gewesen wäre. Nun müssen die Leute dich großfüttern.“

Jakob erwiderte nichts. Er war immer hungrig und wunderte sich, daß er in einem Käfig saß. Aber allmählich bekam er Federn, und die kleine Anni sagte ihm so lange seinen





Namen vor, daß er versuchte, auch „Jakob“ zu sagen. Der gelbe Sperling war spöttisch.

„Du lernst deinen Namen doch nicht aussprechen, Anni bildet sich das nur ein! Ich hoffe, daß sie dich bald wieder fliegen läßt.“

Davon war keine Rede, denn Jakob konnte noch nicht fliegen. Allerdings erhielt er allmählich ein blauschwarzes Federkleid, und wenn er hungrig war, konnte er „Jakob“ sagen.

Eigentlich hatte er es gut, aber er sah oft aus dem Fenster und dachte an die große Fichte, die so schön geschaukelt hatte. Das Zimmer, in dem beide Vögel standen, lag im Erdgeschöß und war Annis Arbeitszimmer. Hier stand ein kleiner Schreibtisch und ein Papierkorb, in den viel Papier geworfen wurde.

„Das sind Annis Rechenaufgaben, die sie nicht machen kann, und dann auch noch andere Sachen aus der Schule. Heutzutage müssen die Kinder ewig lernen, gerade so wie ich, der ich kein singen lernte! Singen ist besser als Rechnen!“

So sprach der gelbe Sperling, und Jakob wußte plötzlich, daß man Sperlingen den Kopf abbeißen konnte. Aber dem gelben Sperling war nicht beizukommen. Der saß in einem feinen Käfig, und alle Menschen bewunderten ihn. Jakob wurde nicht viel bewundert. Anni meinte, er wäre dumm, aber die Mutter sagte, man müsse Geduld mit ihm haben.

Die Mutter war überhaupt gut. Sie gab Jakob allerhand Gutes zu fressen und streichelte manchmal sein Gefieder, das tief blauschwarz wurde. Sie erlaubte auch, daß der Käfig des Raben manchmal etwas geöffnet wurde, damit er im Zimmer umherhopsen konnte. Sie meinte, Jakob müsse sich doch im Fliegen üben. Natürlich wurde dann der Käfig des gelben Sperlings nicht geöffnet, wie denn auch vor das offene Fenster ein feines Drahtgeflecht gezogen wurde, das auch blieb, wenn der gelbe Sperling hinauskam. Der konnte sein fliegen, saß auf der Hängelampe und sang süß, wie die Menschen sagten. Gelegentlich flog er auch auf Jakobs Käfig und ermahnte ihn, eben so hübsch zu singen wie er, worauf Jakob mit einem groben Krächzen antwortete.

Es wurde Sommer und warm. Die Fenster des Zimmers standen manchmal offen, aber das dumme Drahtgitter war immer davor. Jakob mußte jetzt oft an die große Fichte und an den Wind denken, der das Nest so schön geschaukelt hatte. Er saß still in seinem Käfig, und wenn er hinausgelassen wurde, hoppelte er schwerfällig herum. Pittchen ermahnte ihn zur Fröhlichkeit, aber Jakob antwortete unwirsch, und der gelbe Sperling nannte ihn ungebildet.

Neben dem Arbeitszimmer lag die Kammer, in der die Mutter und Anni schliefen. Die Tür zu der Kammer war fast immer geschlossen, weil sie ein großes Fenster hatte, das nach dem Garten ging und meistens offen stand. Pittchen hatte Jakob vorgemacht, wie er seinen Käfig allein öffnen könnte, und Jakob versuchte gerade, ob er das nicht auch könne, als Anni eintrat, sich an ihren Schreibtisch setzte und zu arbeiten begann. Die Mutter folgte ihr.

„Du rauchst doch keine Zigaretten?“ fragte sie ernsthaft.

„Zigaretten?“ Anni machte ein unschuldiges Gesicht. „Gewiß nicht, Mutti!“

„Das darfst du auch nicht!“ — Die Stimme der Mutter war

ernst. — „Mit zwölf Jahren darf man noch nicht rauchen! Außerdem ist es ungünstig!“

Anni verscherte noch einmal, daß sie niemals rauche, und die Mutter verließ das Zimmer.

„Sie hat schon einmal geraucht!“ zirpte Pittchen zu Jakob. „Ich habe es gesehen und gerochen! Es riecht schrecklich!“

Jakob antwortete nicht. Er steckte den Kopf unter die Flügel und versuchte zu schlafen. Die Mutter hatte ihm gut zu fressen gegeben, dann wurde er müde und schlief ein, träumte von der großen Fichte, die im Wind schaukelte. Dann wachte er auf, weil etwas Helles in der Stube leuchtete. Anni machte die Helligkeit und dann steckte sie sich etwas in den Mund, das rauchte.

„Nun raucht sie eine Zigarette!“ zwitscherte Pittchen. „Und ich hab' gesehen, daß die Mutter nach Haus kam!“

Da erklangen Schritte, die Mutter trat ins Zimmer, die Zigarette flog in den Papierkorb und wurde zugeschlagen.

Jakob schlief schon wieder; er merkte nicht, daß Mutter und Tochter zu Bett gingen, er wurde erst wach, als Pittchen laut schrie: „Jakob, da ist Rauch, und ich kann keine Luft kriegen!“

Ja, das Zimmer war voll Rauch, und aus dem Papierkorb schlug eine Flamme. Jakob wurde ärgerlich. Ihm fiel ein, daß die Tür von seinem Käfig halb offen stand, er zwang sich hinaus und krächzte. Der Rauch gefiel ihm nicht, die Flamme machte ihm Angst. Er flog mit aller Kraft gegen die Tür des Schlafzimmers, daß sie auffrachte, und krächzte, so laut er konnte. So kam es, daß die Mutter und Anni ins Zimmer stürzten, daß die Flamme gelöscht und die Fenster geöffnet wurden. Das Drahtgitter wurde natürlich vergessen.

Die Rabenmutter saß in ihrem Nest und langweilte sich. Gestern abend war ihr letztes Kind ausgestoßen und nicht wiedergekommen. Ihr Mann war auch verschwunden, und sie wußte noch nicht, was sie beginnen sollte. Da krächzte es unter der Fichte und ein junger Rabe bemühte sich, hinaufzukommen. Mutter Rabe erkannte die Stimme und holte sich ihren Sohn unter allerlei Püffern und Ermahnungen zu sich ins Nest.

„Du bist zu fett geworden!“ sagte sie. „Wo hast du gesteckt?“

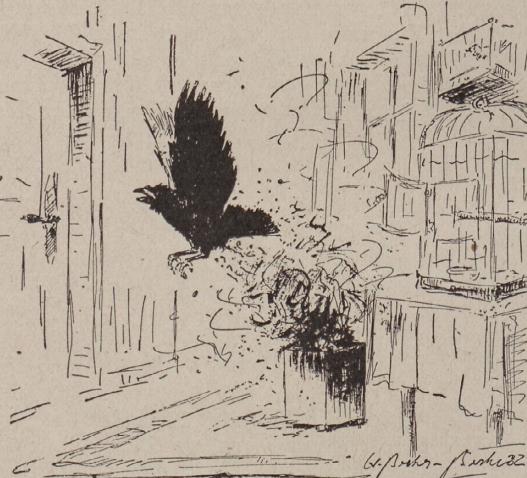
„Jakob!“ krächzte der junge Rabe. Dann gab sie dem Jungen einen Schnabelhieb.

„Den Unsinn laß nur! Eines von meinen Geschwistern hat auch sowas gesagt und es ist spurlos verschwunden! Ein paar Tage will ich dir noch das gute Fliegen beibringen, dann mußt du für dich selbst sorgen!“

Anni und die Mutter gehen manchmal in den Wald und rufen nach Jakob, und Anni behauptet, einmal hätte sie eine Antwort gehört. Es kann wahr, aber auch Einbildung sein.

Pittchen ist verdrießlich. Er ist lange heiser gewesen und singt nicht mehr so süß wie ehemals. Dann ist er ärgerlich, daß noch immer von dem dummen Rabe gesprochen wird, als ob der sich besser benommen hätte als er selbst. Es soll sogar von der Klugheit eines Raben etwas in der Zeitung gestanden haben. Pittchen hört es aus verschiedenen Gesprächen heraus. Aber von der Zigarette wird niemals gesprochen, und Pittchen schilt innerlich. Er weiß nicht, daß Anni unter vielen Tränen versprochen hat, niemals wieder zu rauchen, er weiß auch nicht, daß ein schöner junger Rabe im Wald umherfliegt und manchmal ganz leise „Jakob“ vor sich hin sagt.

Er wird sich bald glücklich verheiraten, und dann wird er wohl seinen Namen vergessen. Aber die Menschen haben ihn nicht vergessen.



Der Ring

Erzählung von Joachim Krack

Henner zieht die Sense, daß sich der Baum biegt. Rieken hinter ihm kann kaum mitkommen. Dreimal nur langt er hin, und schon hat sie wieder eine Garbe zu binden. Und was für eine! Zwei Meter fast ist sie lang, und die Halme sind so dick und stark, daß sie der drallen Rieke die Hände verwunden.

Henner blickt sich von Zeit zu Zeit um, aber sie beeilt sich — wenn sie nämlich nicht recht mitkommen kann, dann sagt er: „Na, Rieken, woran denkt denn schon wieder? An die Hochzeit?“

Sie schüttelt lachend bejahend den Kopf, daß ihre braunen Haare fliegen und das Wasser, der Schweiß, der auf der Stirn steht, in klaren Tropfen auf die Erde und die Garben niederfällt.

Die beiden, der Henner und die Rieke, wollen in der allernächsten Zeit heiraten, und gerade deshalb ist sie so bei der Sache — sicherlich —, als ob der kleine Hof schon ihr mitgehörte. Ja, wer weiß, ob Rieken ihm sonst so von morgens bis abends, bis in die sinkende Nacht hinein zur Hand gehen würde, wie sie das jetzt tut. Denn der Vater der Rieken, ein alter, harter Mann, hat auch Hilfe nötig. Doch der Hof ist kleiner, und die Acker liegen näher beieinander als beim Henner, und darum sagt sie dem Vater wohl, wenn er knurrt: „Sieh, Vater, Henner hat doch mehr Land als wir, und er ist in seiner Arbeit noch so weit zurück!“ Was zwar gar nicht wahr ist, und das weiß der Alte, denn er schmunzelt immer bei diesen Worten seiner Tochter.

Doch was soll er machen gegen diese Jugend, gegen diese Liebe? Henner ist ihm recht. Einen schönen Hof nennt er sein eigen, zwei schöne, blonde Pferde stehen im Stall, gute Milchkühe geben reichlich Milch, den Acker versteht Henner rein und klar zu halten von Unkraut, und so drückt Vater Schult beide Augen zu und läßt Rieken zu ihm laufen.

Henner blickt in die klare, blaue Luft, zieht die Uhr und meint: „Komm, wir wollen erst was essen!“

Frühstückszeit!

Er holt sich einige Garben zusammen, legt sie geschickt aufeinander, und die beiden setzen sich zur Rast. Henner hat vom Mähen und Rieken vom Binden mächtigen Hunger. Wortlos essen und trinken sie, und nachher dreht sich Henner eine Zigarette. Das hat er im Felde von den Franzosen gelernt.

„Bis Mittag müssen wir fertig werden!“ meint er. Rieken nickt.

„Dann kann ich heute nachmittag mit der Maschine hinaus. Hab's schon dem Tamm und Hinz Bescheid gesagt. Sie sollen mir gleich die Garben auffezehn!“

Rieken nickt wieder und nimmt seine schwere, harte Hand. „Was für große Hände du hast!“ meint sie.

„Ja, das ist nun mal bei uns Männern so!“

„Ja, und wie diese Hände mähen können!“ Henner nickt.

Berliebt legt Rieken den Arm um seinen Hals. Er küßt sie heiß, und seine Augen leuchten.

„Und wie du einen umfassen, und wie du küssen kannst!“

„Sonst würdest du mich wohl auch nicht nehmen!“

Rieken schüttelt etwas verschämt den Kopf. Sie legt ihre Hand, klein, braun und doch stark, an seine Linke. Sie zieht seinen Verlobungsring vom Finger, nimmt den ihren ab und versucht, den seinen auf ihren Finger hinauszuschieben.

„Es geht nicht!“

„Nein, wie soll das wohl gehen?“

Sie lachen sich an. Henner steht wieder auf und reibt sich, denn die Glieder werden leicht steif vom Mähen. Er zieht sich jetzt, wo die Sonne hochkommt, die Weste aus und krempelt die Hemdsärmel hoch. Seine starken, braunen Arme, dicht behaart, werden sichtbar. Rieken wird es wieder so eigen zu Mut, sie muß diesen Muskelarmen um ihren bloßen Nacken legen und sich von dem bärenstarken Mann drücken lassen, daß ihr fast die Luft wegbleibt.

Lachend beginnen beide wieder von neuem die schwere Arbeit. Wortlos zieht Henner die Sense, daß sich der Sensenbaum biegt, bei jedem dritten Schritt wirft er mit weitem Schwung die

Halme, geschickt zusammengerafft, zur Seite. In Gedanken zählt er jeden Wurf und wiegt ihn ab, läßt nicht ab, wenn auch Rieken hinter ihm manchmal stöhnt. Dann sieht er sich für einen kurzen Augenblick um, aber sie kann seinem Blick nicht standhalten; schnell beugt sie sich wieder über die nächste Garbe, die auf ihre Hände wartet.

Endlich meint sie: „Wir werden doch nicht fertig, Henner — Sieh, sie kommen schon vom Feld, und wir sind noch hier in der Mittel!“

Fast ärgerlich wirft er die Sense beiseite, wischt sich mit dem Handrücken über die Stirn und atmet auf. „Wollen's gut sein lassen für heute vormittag, hast recht! Weißt du was, Rieken, wir machen heute nachmittag hier fertig und — — Feierabend. Dann fahren wir zur Stadt!“

Sie fällt ihm um den Hals. Arm in Arm gehen sie heim. Er, die Sense über dem Rücken, rotbraun und lachend. Sie voller Freude über den Mann hier, den Korb überm Arm.

Die Menschen, denen sie begegnen, lachen und freuen sich über das Paar. Vielleicht steht manchmal etwas wie Neid auf ihren Gesichtern, aber das sehen Henner und Rieken nicht.

Sie eilt ins Haus, um nach dem Essen zu sehen; er noch schnell in den Stall, um den Kühen Futter vorzugeben. Mutter Dahl — so heißt die Rotbunte — sieht sich schon nach ihm um und muht leise. Sie gibt gerade ihrem kleinen Milch zu trinken. Er freut sich über dieses Bild, über die gute Mutter, über das Kind, das schon so stramm und fest auf den Beinen stehen kann. Und in seiner guten Laune meint er: „Warte, Mudder Dahl, sollst heute auch zur Feier des Tages tüchtig Schrot bekommen!“

Er wühlt mit seinen Händen in der weichen, mehligten Masse, und er freut sich, daß dies hier alles sein ist, alles sein eigen, die Kuh, die Mudder Dahl und ihr Kind, die beiden Brauen und der schöne, warme Stall und nebenan Slob und Krob, die beiden Brauen, und das Futter hier in seinen Händen und überhaupt alles . . .

Singend und lachend — die Sonne scheint in den Stall — wirft er Mudder Dahl das Kraftfutter vor. Die schiebt sich schnell nach vorn und stürzt sich auf das ungewohnt große Maß. Sinnend beobachtet er das Tier. Er öffnet ein Fenster. Es ist zu warm. Dick und heiß steht die Luft im Stall. Von der Decke tropft das Wasser wie im Treibhaus. Grete kommt und gibt den Kälbern Milch. Sie beugt sich weit und tief über das Gesänder und zeigt ihm ihre schlanken, nackten Beine. Henner blickt fort — es wird Zeit, daß wir heiraten, Rieken, denkt er . . .

Er läuft zur Pumpe und wäscht sich die Hände, doch plötzlich — er kann's kaum fassen — mit einemmal — es geht wie ein heftiger Schlag durch den Körper — der Ring ist fort — —

Er blickt sich wie erstarrt um, rennt zurück in den Stall, stößt Mudder Dahl, die ganz nervös wird, zur Seite, hastig wühlt er in dem Futter — nichts. Er springt zurück ins Stroh, das ganze Lager der Mudder dreht er um, der Ring ist nicht zu finden. Wie irrsinnig läuft er zur Pumpe zurück, sucht und sucht — der Ring ist und bleibt verschwunden.

Was tun . . . ? Rieken sagen, daß er den Ring verloren hat? Nein, nie und nimmer. Er kennt sie, er weiß, wie sie denkt, er weiß, daß sie, wenn sie's auch nicht eingestehen will, etwas übergläubisch ist — nein, sagen kann er ihr's nicht — am besten, gleich in die Stadt und einen neuen kaufen — aber das geht auch nicht —, und doch, er will ja mit ihr heute nachmittag in die Stadt, dann muß er bis dahin den Verlust geheimhalten — alles dies geht in seinem Hirn wie ein Mühlrad herum. Wie betäubt wanzt er ins Haus, setzt sich abwesend an den Tisch und ist nur bedacht, seine Linke ohne den Ring der Rieken so wenig wie möglich zu zeigen.

Nach Tisch entschuldigt er sich mit dringender schriftlicher Arbeit. Er irrt in seinem Zimmer unruhig hin und her und überlegt. Was tun? Jetzt in die Stadt fahren — das geht nicht, das würde auffallen. Und Rieken paßt auf!

Am besten, tun, als wäre nichts geschehen, und dann, wenn

er mit ihr später in der Stadt ist, unauffällig einen neuen Ring besorgen; aber das viele Geld — — Das ist auch noch ein Punkt! Einen neuen Ring kaufen? Wo doch Rieken's Name drinstieht! Ach, wie soll er so schnell den Namen einschneiden lassen? . . .

Das alles sind im Augenblick für Henner äußerst wichtige Fragen, die er nicht beantworten kann — nein, in so verzwickten Lebenslagen weiß er sich nicht zurechtzufinden.

Die linke Hand in der Tasche, mürrisch und wortkarg, als wäre er unausgeschlafen — so geht Henner voran. Der Steig ist schmal, sie können nicht beide nebeneinander gehen. Und das empfindet Henner als eine Wohltat. Er kann ihr jetzt nicht in die Augen sehen.

Wo mag der Ring stecken? Das ist die Frage, die er ständig in seinem Hirn wälzt. Vielleicht noch im Kuhmagen — in einem der vielen Mägen der Mudder Dahl? Ja, wenn er das wüßte!

So wankt er den Weg entlang, wirft seine Sense, die er vor lauter Aufregung nicht einmal über Mittag gedengelt hatte, in den Graben und sich daneben.

Rieken sperrt den Mund auf. So etwas ist noch nicht da gewesen. Henner, an die Arbeitsstätte kommen und sich ins Gras werfen, neben seine Sense — nein, das ist neu!

Besorgt springt Rieken ihm bei. „Was fehlt dir in aller Welt, Henner, ist dir nicht gut?“

Doch er steht schon wieder auf den Beinen und wischt sich mit der Hand über die Augen. „Etwas Kopfdrücken. Nicht der Rede wert!“

„Ruh dich aus, wir haben Zeit!“

Doch er hat bereits seinen Sensenstreicher bei der Hand und weigt den Stahl, daß die Funken stieben. Seine Augen leuchten vor Zorn, wütend blickt er auf den in der Sonne funkeln den Stahl, und Rieken merkt jetzt, daß da etwas nicht in Ordnung ist. Der Henner kann sich ja auch nicht verstehen!

Rieken nimmt sich vor, auf der Hut zu sein. Sie ist zwar nur eine „Bauerndirn“, aber soviel versteht sie doch vom Leben, daß hier etwas vorliegen muß. Ab und zu blickt sie von ihren gebundenen Garben hoch und beobachtet ihn. Sein Gesicht kann sie nicht sehen, sonst würde sie seine verbissene Miene erkennen können.

Der Ring aber hat schon Mudder Dahl verlassen und ist in die Freiheit zurückgekehrt. Er liegt hinter ihr, mit warmem Stroh zugedeckt.

Jetzt ist Kaffeezeit. Rieken sitzt neben Henner und versucht ihm sein Geheimnis zu entlocken; sie nimmt seine Hand, sie blickt auf die ihre und ist dem Weinen nahe. Er versucht seine Hand weg zu nehmen, doch sie hält sie fest. „Du mußt mir jetzt sagen, was du hast!“

Er schüttelt den Kopf. Sie sieht über die unzähligen, gelben und sturen Hocken dahin, sie wischt sich ein paar Tränen aus den Augen und schiebt ihren Ring auf dem Finger in der Runde hin und her.

Und — plötzlich — sie hat doch seine linke Hand in der ihren — mit einem Male sieht sie — sie traut ihren Augen nicht und wischt sich mit der Hand über die Lider, als müsse sie sich überzeugen, ja, ohne Zweifel, sie sieht es mit ihren eigenen Augen — sein Ring ist weg!

Nun hat sie es doch entdeckt. Henner gewahrt ihre großen Augen, blickt auf seine Hand, die neben der ihren mit dem Ring liegt, und jetzt merkt er, daß sie es auch weiß, das mit seinem Ring — ach, der Dummabaddel, der er ist, er hat natürlich sein Mißgeschick vergessen — ja, was nun —?

Er nimmt ihren Kopf in seinen Arm, aber da ist nichts zu machen. Er muß es anders versuchen. „Ja, Rieken, was ich dir zu sagen vergessen habe, denk dir nur, ich hab' meinen Ring heute mittag beim Füttern verloren; wir werden uns gleich nachher in der Stadt einen neuen aussuchen!“

Doch Rieken ist aufgestanden. „Man verliert keinen Verlobungsring, einen einfachen Freundschaftsring vielleicht, aber . . . nein, Henner, das bedeutet nichts Gutes!“

Er steht nun neben ihr und versucht in seiner Art ihr diesen Unfuss, wie er es nennt, auszureden. Sie hat sich umgewendet und will gehen — was soll er machen —, langsam redend und mit den Armen in der blauen, heißen Sommerluft herumsuchtend geht er sein Stück mit.

„Sei vernünftig, Rieken; sieh mal, wir holen uns ja gleich

einen andern, nur die paar Schwad hier,“ und damit zeigt er zurück auf einen kleinen Zipfel Roggen, der noch steht. Doch sie geht — er bleibt stehen — schließlich ist er ja Bauer, Großbauer und eigener Herr auf seiner Scholle und dazu noch ein Medlenburger.

Er bohrt die Hände in die Taschen und murmelt kurze Worte vor sich hin. Sie sieht sich nicht einmal mehr um, und Henner meint zu sich: Hab' ich's nicht gewußt? Hab' ich's nicht gesagt? Sie denkt an Gott weiß was bei dem Ring. Ich hab's gesagt; sie ist abergläubisch, sie meint, das Glück sei mit dem Ring dahin!

Er aber geht zurück und mäht die Halme, daß sie fliegen, bindet sie schnell auf und wandert heim. Er fährt nicht in die Stadt, um einen neuen Ring zu kaufen, denn erstens kostet der beinahe zwanzig Mark bei Heinrich Stier, und zweitens muß er nötigst und höchst eilig den Kuhstall ausdüngen — ja, das ist im Augenblick wichtiger.

Dadurch bekommt der Ring, wie er da so in seinem dicken und warmen Strohlager träumt, plötzlich einen gewaltigen Rück, kullert in das Stroh auf der Karre zurück und wird über weiche Bretter geschoben. Dann naht das Unheil: Hals über Kopf geht es in den Höllenschlund hinab, hinunter in die Dunggrube . . .

Der Winter kommt. Schneidend und hart heult es um die Stallecken. Allmählich wird es kalt und kälter . . . Weithin hört man das Schnauben der Pferde, wenn sie sich schwer ins Siedzeug legen, und schwere, dicke Stiefel lasten auf dem Dung. Mit einem Ruck, ganz plötzlich wird der Ring in die Luft gehoben und landet in kühnem Bogen im Wagen. Und dann geht die Fahrt los. Sehr wacklig und stürkernd ist diese Reise und von kurzer Dauer.

Der Wagen springt von einem Erdloch ins andere und wird dann nochmals mit einem großen Bündel Stroh durch die eisige Luft geschleudert, daß er sich hundertmal um sich selber dreht, bis er auf hartem, kaltem und zugigem Boden liegt . . .

Eines Morgens kommt Henner — immer noch finster und wortlos. Dung streuend nähert er sich dem Ring, der mit warmem und molligem Stroh zugedeckt wird . . .

Bis es wieder linder wird. Der Frost ist davon geflogen, die Erdschollen werden weich und wollen Lust. Das Eisen des Pfluges wirft den Boden auf. Henner geht gebeugt, halb verrostet vom langen Winter, durch die Furchen und sieht blaß aus. Er hat Rieken nicht oft gesehen. Nur das Allernötigste hatten sie miteinander geredet . . .

Furche reihte sich an Furche, die Erde dampft und scheint sich zu freuen. Gierig frisst sie den Dung in sich hinein und auch den Ring, seinen Ring, der aber zufällig fast an der Erdoberfläche liegen bleibt.

Mäuse spielen neben ihm, sonnen sich und graben lange Gänge in den warmen Acker. Und dann fast über Nacht wird die Erde grün. Gerade unter dem goldenen Ring, zwischen seinem Rund, kommt so ein grünes Etwas hervor, sucht sich seine Mitte aus, wächst und wächst und wird immer größer, sproßt zu zwei Halmen auseinander und wird gelb. Die Ähre ist fertig, der Sommer ist wieder da und mit ihm die Hitze und mit ihm all das Leben und Treiben auf dem Felde und mit ihm auch die Güte und Verzeihung bei den Menschen — denn Rieken hilft jetzt in der Bedrängnis des Sommers, in all der vielen Arbeit wieder dem Henner.

Das hat sie doch nicht übers Herz bringen können, ihn in der Ernte im Stich zu lassen — nein, was hätten da die Unwohner und Dorfleute zu reden gehabt! Die hatten so wie so schon getuscht und gemunkelt, daß es eine Art war. Sie schien den Verlust des Ringes überwunden, ja fast vergessen zu haben, denn sie wurde wieder freundlicher zu Henner und er wieder sonniger.

Henner ist braun und rot vor lauter Arbeit. Er springt von der Maschine, seinem neuen Binder, herunter, ist, während er ihn abschmiert, gibt den Brauen zu trinken — fast alles in einem Atemzug. Auch Rieken läßt sich wenig Zeit. Schon greift sie wieder und immer wieder eine Garbe nach der anderen, die Hände werden hart und härter, und man wird wieder geschmeidiger, dünner und schlanker in der Ernte, in dieser Hitze.

Sie sieht ihm nach. Lachend sitzt er auf seinem Sitz, in schaukelnder Höhe, ruft seinen Pferden ermunternde Worte zu und blickt sich freudig nach ihr um. Runde um Runde macht die Maschine, Runde um Runde rasen die Messer über den Boden,

blitzen plötzlich über das Stückchen Gold am Boden dahin, das nicht weiß, wo es hin soll, das so viel Unglück und so viele schwere Stunden über zwei Menschen gebracht hat.

Rieken nimmt dann die Garbe, und sie weiß nicht, daß sie das Glück wieder in den Händen hält. Der Ring war von der Maschine mit in die Garbe hineingebunden worden.

Am Nachmittag dreschen sie auf dem Felde. Sie müssen Brotkorn haben und Geld, denn der Winter war lang. Rieken steht auf dem Tisch, oben auf der Maschine. Sie schneidet die Garben auf und läßt sie fein sauberlich in die rasende Trommel gleiten, die dafür sorgt, daß nicht ein einziges Korn mehr im Stroh verbleibt.

Henner steht auf dem Wagen und gibt ihr die Garben auf den Tisch. Nur eine winzige kleine Wolle scheint über den beiden zu schweben. Rieken sieht kaum noch die Garben, die sie mechanisch wie eine Maschine ausschneidet, entfaltet und hinabgleiten läßt. Jetzt hat sie aber eine ganz dicke und ungewöhnlich starke Garbendame bei der Wickel, sie klemmt sie sich unter den Arm, schneidet sie auf und will sie in die Trommel fallen lassen, als etwas Feines, Rundes, Blinkendes, Leuchtendes langsam auf den Tisch springt, neben ihre Hand. Sie fällt schnell danach, aber das Leuchtende läßt sich nicht so leicht fangen.

Es hopst vom Tisch herunter, Rieken schreit auf. Es fällt zwischen Kaff und Körner und Stroh auf den Boden zu ihren

Füßen; sie ist jetzt schneller, sie bückt sich, daß die Nöte fliegen und daß Henner erstaunt ihre Waden bis zum Knie sehen kann — sie hebt den Ring auf — es ist wahrlich ein Ring — besieht ihn sich kurz und erkennt ihn und schreit: „Ich hab' ihn!“

Henner winkt, die Maschine steht stumm. Mit einem Satz ist er auf dem Tisch, rennt fast um und blickt auf ihre Hand, doch sie hebt den Ring hoch und lacht und weint fast vor Freude: „Ich heuw em fun'n, ich heuw em fun'n!“

Ja, sie hat ihn wiedergefunden, ihr Glück! Henner sperrt Mund und Nase auf, nimmt ihn in seine derben, harten Fäuste und kann nur mit dem Kopf schütteln.

Ist es denn wahr . . . ?

Rieken springt von der Maschine, entreißt Henner den Ring, läuft fort, zu den Alten daheim, und erzählt atemlos. Als Henner nach Hause kommt, steht sie schon in der Küche und kocht und bickt und brät.

„Was machst du da?“

„Was ganz Feines — heute ist doch unser Glückstag!“

Lachend nimmt er sie in seine Arme und küßt sie. „Ihr Frauensleute seid doch klüger . . . !“

* * *

Ist es wohl zu glauben, daß diese kleine Geschichte nebenher auch noch wahr ist, daß sie sich tatsächlich zugetragen hat . . . ?

Gegen den Durst

Von Anton Mayer

Natürlich — wir wissen es alle: Die alte Regel hat Recht, die besagt, daß man um so weniger trinken, und gar kalt trinken solle, je heißer es ist. Erst vor ein paar Tagen befam ich, als ich voll des herrlichsten Durstes von einem längeren Gang über das schlesische Grenzgebirge zurückkam, zur Löschung eben dieses nach etwas Kaltem schreienden Durstes heißen Tee vorgefegt. Na ja, es half, aber der bildschöne Durst war nicht auf seine Kosten gefommen.

Also: Wenn wir es auch alle wissen, wollen wir doch nicht so tugendhaft sein, sondern uns an heißen Tagen, nach staubigen Wegen oder anstrengender Arbeit, mit etwas Kaltem erfreuen. Die Auswahl, die sich uns zur Erfrischung anbietet, ist riesengroß — von der zu festlichen Gelegenheiten gereichten Bowle bis zu geistigen Milchgetränken.

Diese spielen, mit Fruchtsäften und Eis gequirlt, für die Labung des Körpers an heißen Tagen eine große Rolle. Es gibt eigentlich keine Fruchtsäfte, keine Eisarten, die nicht mit Milch zu vereinigen wären; diese Mischungen bieten vor den mit Wasser oder kohlensaurer Quellen gemischten Säften den Vorteil der Nahrhaftigkeit und bilden gleichsam einen Übergang zu den halbfesten Erfrischungsspeisen, etwa zu roter Grütze mit viel Vanillehofe. Diese tun beinahe denselben Dienst wie kühle Getränke und besitzen dazu die Annehmlichkeit, die Transpiration nicht in demselben Maße anzuregen. Statt reiner Milch kann immer auch Malzmilch genommen werden. Zufüße von Zitronen-, Orange-, Ananas-, Erdbeer-, Himbeer-, Kirsch-, und, falls erhältlich, Ingwerlaf, sind alle in gleicher Weise zu empfehlen. Wird, nach dem Wuster des Eis-Krem-Soda, auch Eis in der Milch verrührt, so ergeben sich weitere Zusammensetzungsmöglichkeiten, von denen ich hier nur die nennen möchte, welche sich nach vielen Erfahrungen als die schmackhaftesten erwiesen haben: Apfelsinenlaf mit Erdbeereis, Erdbeersaft mit Himbeereis, Zitronensaft mit Ananaslaf mit Vanille- oder mit Erdbeereis, Ingwersaft mit Apfelsinenlaf; schließlich ist auch Schokoladen- oder Kaffee-Eis mit einem dieser Fruchtsäfte oder allein in Milch verquirlt nicht übel. Yoghurt-Krem mit Eis nimmt infolge seines leicht säuerlichen Geschmacks eine besondere Stellung ein; auch entsteht aus Sauermilch und Mineralwasser ein wohlighedendes Getränk.

Eine Menge sehr reizvoller Erfrischungsgetränke ist aus Apfelwein sowie aus dem in Schwaben und Rheinhessen besonders geschätzten Apfelmus oder



Melone, gefüllt mit herbem Fruchtsaft
Aufnahmen Cläre Sonderhoff



Geeister Tee mit Weißwein

Rechts: Fruchtsäfte, mit allerlei Eissorten vermengt

Unten: Bierkalttschale

lange in Form von Ingwersaft und (alkoholfreiem) Ingwerbier als Erfrischungsgetränk in Gebrauch, scheint sich in den letzten Jahren in Deutschland einzubürgern; sein etwas scharfer Geschmack ist vielleicht nicht für jedermann angenehm.

Es ist über die Bereitung von Bowlen schon so viel geschrieben worden, daß ich nur einige wenige Grundsätze für das Ansetzen des Getränktes anführen möchte. Die Hauptache ist und bleibt, daß nur naturreine Weine verwandt werden; dann können Folgen, die den nächsten Morgen vergällen, nicht eintreten. Ferner sollte das Ansetzen der Früchte nur mit geklärtem Zucker erfolgen; also mit solchem, der in heißem Wasser aufgelöst worden ist. Nach dem Erkalten wird die Lösung abgeschmeckt und den Früchten zugesetzt, ehe sie in dem für die Bowle bestimmten Gefäß mit Wein bedeckt werden. Eine Bowle muß immer von zartem Geschmack sein, niemals darf die verwendete Frucht allzu deutlich hervortreten, sonst wirkt sie leicht aufdringlich und ermüdet so schnell, daß nach dem ersten Glas das Verlangen nach weiterem Stoff gestillt ist. Gerade der feine, beinahe unbefindbare Duft, der schwelende, die Zunge kaum berührende Geschmack der diskreten Bowle bildet den nicht nachlassenden Reiz des Getränktes. Wird Mineralwasser als zu leicht empfunden, so tut ein Apfelsaft sehr gute Dienste, um den Trank mit sprudelndem Leben zu erfüllen. — Ein paar weniger bekannte, aber sehr zu empfehlende Bowlen sind die mit Gurken oder mit Sellerie angelegten. Die Früchte werden geschält, in dünne Scheiben geschnitten und mit geklärtem Zucker behandelt; bei beiden ist große Behutsamkeit am Platze, da zuviel Geschmack die Bowle leicht verdorbt. Es genügt, die Gurken, ebenso die Selleriescheiben nur ein paar Minuten ziehen zu lassen. Noch vorstichtiger ist die Rosenbowle zu bereiten: Rosen werden, ohne daß sie ziehen, unmittelbar vor dem Mousserug-Zusatz in den Wein getan und schwimmen, köstliches



Apfelsaft herzustellen. Ein "Cup" aus Apfelwein oder Apfelsaft und Mineralwasser, in den Apfelsinen- und Zitronenscheiben, ein paar eingemachte Kirschen und frische Erdbeeren getan werden, schmeckt ausgezeichnet — in anglo-sächsischen Ländern wird der Krug, in dem sich die Mischung befindet, mit allen möglichen grünen Stauden sehr hübsch garniert. Auch nach dem Vorbild des berühmten Wiener "G'spritzten", einer Vereinigung von leichtem Weiß- oder Rotwein mit Mineralwasser, lassen sich aus den Apfelsaftgetränken äußerst belebende Mischungen herstellen. Die Abwägung der Mengen von Wein oder Saft und Wasser wird sich nach dem Geschmack des Einzelnen richten: Der Stärkegrad und die erfrischende Wirkung sind also vielerlei Schwankungen unterworfen. Der Kuriostät hat aber sei erwähnt, daß in Amerika ein ungewöhnlich gutes Sommergetränk aus stark verdünntem Ahornsäft zubereitet wird; sein Reiz liegt in der Verbindung des Fruchtgeschmacks mit dem Duft ganz feinen Holzes. Ingwer, in Amerika und England bereits



Bild, nun auf der stillen, klaren Flut; läßt man sie aber zu lange darin, sind greuliche Kopfschmerzen unvermeidlich.

In Europa haben wir es nicht so gut wie die Menschen in den Tropen Süd- und Mittelamerikas, die den mit Eisstückchen gekühlten Sekt aus den ausgehöhlten Ananas selbst trinken und, da die Früchte nur ein paar Kupfermünzen kosteten, zu jeder Füllung eine neue Ananas nehmen! Aber wir brauchen uns nicht zu beklagen; denn wir können uns ein ganz ähnliches und sehr viel billigeres Getränk herstellen, wenn wir Melonen, die überall in guter Qualität zu haben sind, durchschneiden, aushöhlen, mit Fruchtaftmischungen oder mit Apfelsaft füllen und die Mischung, nachdem sie recht kalt gestellt worden ist, ebenfalls aus der Frucht selber trinken. Die Melone hat sogar vor der Ananas den Vorzug, daß sie eine glatte Schale besitzt und also als Trinkgefäß geeigneter ist als die Ananas mit ihrer stachligen Oberfläche, an der man sich leicht die Lippen verletzt. Der Zusammenhang des Melonenfisches mit den Obstsaften — besonders Johannisbeersaft ist für diesen Gebrauch sehr geeignet — oder mit den Apfelsaften ist sehr angenehm, auch wirkt der Anblick der in Eis gebetteten, mit schäumenden Getränken gefüllten Fruchthälften, die mit Grün oder einigen Blumen angerichtet werden können, sehr dekorativ.

Wenn die Kaltshalen auch im allgemeinen unter den Begriff der Suppen fallen, so müssen sie, ihrem erfrischenden Charakter nach, doch eigentlich zu den Getränken gerechnet werden — die man mit dem Löffel isst. Neben den vielen Obstkaltshalen, die



Rosenbowle

köstlichen Trank in der hier hier eine ähnliche Stimmung, wie sie damals Horaz beherrscht haben muß und wie sie aus den Zeilen dieses kleinen Gedichtes aufsteigt, scheint mir auch dieser Trank auszulösen, der am besten als stiller Gruß zum Gedächtnis eines verklungenen Erlebnisses genossen wird.

Berufsberatung für die Frau

Deutsch-englische Korrespondentin.

Ich habe ein halbes Jahr lang eine Privathandelschule besucht, war anschließend 1½ Jahre in Hamburger Büros tätig, ging dann in meine Heimat zurück, um das Abitur nachzuholen. Ich wollte eigentlich Philologie studieren, möchte aber lieber im kaufmännischen Beruf bleiben. Das Abitur bestand ich in Englisch und Latein; ich möchte nun ein halbes Jahr nach England gehen und dann als deutsch-englische Korrespondentin in Deutschland arbeiten. Ist eine einzige fremde Sprache für den Zweck ausreichend? Bitte auch um Angabe, wo man am günstigsten in England unterkommt, oder um Adressen, an die ich mich wegen solchen Vertrags wenden kann.

Natürlich ist es für Ihre Verwendbarkeit besser, wenn Sie mehr als eine Fremdsprache beherrschen. Indessen gibt es auch Büros, in denen eine auf englische Korrespondenz allein eingestellte Kraft gebraucht wird. Da Sie Philologie studieren wollten, anfcheinend also Interesse für Sprachen haben, würden wir Ihnen raten, wenn irgend möglich noch weitere Sprachkenntnisse zu erwerben, nachdem Sie sich im Englischen gründlich verwollkommen haben, insbesondere auch in der kaufmännischen Korrespondenz mit allen einschlägigen Kaufhausbrüder und stilistischen Wendungen. Zwecks Unterkunft raten wir Ihnen, die von den Deutschen Akademischen Austauschdienst Zweigstelle London (Anglo-German Academic Bureau, 75 Gower Street, London WC 1) zusammengestellte Adressenliste von Familien in England, die Deutsche als "paying Guest" aufnehmen, kommen zu lassen (4. Aufl. Frühjahr 1932 erschienen). Sie kostet eine Mark, welchen Betrag Sie zuzüglich des Portos in internationalen Rückantworten beifügen müssen. Leiter dieses Büros ist Dr. Ernst Deißmann.

Altersheim

Seit sieben Jahren stehe ich im Erwerbsleben (selbständige Haushaltführung), kann aber bei dem geringen Entgelt keine Rücklagen für mein Alter machen und suche daher nach einem Beruf, der mich auch in späteren Jahren sicherstellt. Wäre die Gründung eines Altersheims ratsam? Ich besitze eine gutbürgerliche 6-Zimmer-Wohnung, viele Möbel und Porzellan. In welchem Teile Deutschlands sind die besten Ansichten auf Erfolg? Ist Stadt oder Land am günstigsten? Sind die Steuerlasten hoch? Hat man als gemeinnützige Anstalt Erleichterung? Ist es zweitmäßig, sich zur Erlangung von Pflegelohn an bestehende Altersheime zu wenden? Wieviel Personen muß man nehmen, um ein Auskommen zu haben? Gibt es bestimmte Vergütungsfäste, und wie hoch? Wohin kann ich mich zwecks Auskunft wenden? A. F. Blankenburg

Wir verweisen auf die in § 28 erlaubte Auskunft "Pflegeheim für Damen", die einige Ihrer Fragen bereits beantwortet hat. Altersheime gibt es

durch einen Zusatz von geschlaginem Schnee sehr gewinnen, ist es besonders die Bierkaltshale, die im Sommer von Wichtigkeit wird. Mit ihren Einlagen von Korinthen, Zitronenscheiben und gebratenem Schwarz- oder Weißbrot bildet sie an heißen Tagen eine sehr erquickliche Vorspeise. Weißbier mit einem gequirten Ei, geistig, wird in manchen Gegendern als Sommergetränk hoch geschätzt.

Wenn auch die vielen geeisten Punschsorten, die früher Mode waren, einschließlich des berühmten "römischen Puschs" fast vollkommen verschwunden sind, möchte ich doch eine gute Mischung erwähnen, die mir für nachdenkliche Stimmungen und einsame Abende geeignet erscheint: eine Mischung von kaltem Tee und Weißwein zu ungefähr gleichen Teilen (Abweichungen je nach Geschmack) und einem nicht zu kleinen Zusatz von Arrak; Eisstückchen gehören hinein, auch einige Zitronen- oder Apfelsinen-scheiben schaden nichts. Über dem Getränk liegt ein seltsam wehmütiger Zauber, der nicht mit Worten zu fassen ist; es gibt ein Lied des römischen Lyrikers Horaz, das den allein unter dichtem Reblaub trinkenden Träumer in anmutig-melancholischen Versen besingt. Dabei handelt es sich dann freilich nicht um den anempfohlenen Zusammensetzung.

köstlichen Trank in der hier hier eine ähnliche Stimmung, wie sie damals Horaz beherrscht haben muß und wie sie aus den Zeilen dieses kleinen Gedichtes aufsteigt, scheint mir auch dieser Trank auszulösen, der am besten als stiller Gruß zum Gedächtnis eines verklungenen Erlebnisses genossen wird.

bereits in allen Teilen des Reiches, so daß wir Ihnen eine besonders gute Ansicht eröffnende Begründung nicht nehmen können. Tatsache ist, daß überall Vormerkungen vorliegen, die Nachfrage also das Angebot bei weitem übertrifft. Am gesuchten sind aber Anstalten mit einmaligen Einzahlungen, auch solche mit Selbstversiegung, wie sie von privater Seite natürlich nicht errichtet werden können. Das Ihnen vorschwebende Altersheim müßte auf den bürgerlichen Mittelstand zugeschnitten sein, sich dessen Lebenshaltung anzupassen und doch sehr mäßige Preise berechnen, weil von der zur Verfügung stehenden Pension oder Rente noch ein Bruchteil für Kleidung und Privatausgaben zurückbehalten zu werden pflegt. Die Steuern hängen von dem in Aussicht genommenen Wohnort ab. Als gemeinnütziges Unternehmen würde das Altersheim nur dann gelten, wenn eine Vereinsgründung stattfindet, eventuell auch Subvention durch private Wohlfahrtspflege; auch müßten dann die Sätze äußerst niedrig bemessen sein und die Leitung unter Verzicht auf jeglichen Verdienst arbeiten. In Ihrem Falle würde ein Erwerbsunternehmen vorliegen, und die Gewerbesteuer zu zahlen sein. — Zur Erlangung von Pflegelohnen müßten Sie sich mit den lokalen Behörden, insbesondere mit dem Wohlfahrtsamt, auch mit konfessionellen und privaten Wohlfahrtsunternehmungen in Verbindung setzen. Wir raten Ihnen zunächst zur Rücksprache mit diesen Institutionen Ihres gegenwärtigen Wohnsitzes oder derselben Stadt, in welcher sich Ihre Sachen befinden. Ersterer besitzt noch kein Altersheim.

Friseuse, Kosmetikerin

Meine Nichte, 16 Jahre alt, Oberschuldbereife, hat Lust und Eignung zur Kosmetikerin, Friseuse und dergl. Geldmittel sind beschränkt. Wie ist die Ausbildung, Dauer, Kosten? Kann sie sich in G. dem Wohnort der Mutter, dazu vorbereiten?

F. D. Kiel

Die Ausbildung für Damenfriseuren, die auch mit Schönheitspflege (Kosmetik) verbunden werden kann, erfolgt in handwerklicher Lehre und dauert 3 Jahre. Zwecks Beschaffung einer Lehrstelle kann sich Ihre Nichte an das lädt. Arbeitsamt in G. wenden (Abt. Berufsberatung), an die Handwerkskammer oder Friseurkammer. Die Abschließung eines jährlichen Lehrvertrags ist notwendig; da Ihre Nichte noch minderjährig ist, muß dieser vom Vater oder Wormund mitunterzeichnet sein. Er enthält alle notwendigen Vereinbarungen, auch solche über ein etwa zu gewährendes Taschengeld. Die Lehrzeit schließt mit der Gehilfenprüfung ab. Der Aufstieg zur Meisterin bedingt nach praktischer Gehilfenfähigkeit den Besuch von Meisterkursen und Ablegung der Meisterprüfung. Schönheitspflege allein erlernt man in kurzfristigen Kursen, Ausbildungskosten verschieden; auch als Volontärin kann man auf Grund eines Lehrvertrages sich anlernen lassen; Vereinbarungen nach freiem Ermeessen der Beteiligten.

FÜR DIE Kür- promenade

K 38243. Zur Kasackbluse aus weißem, blaugemusterem Seidenstoff trägt man einen Rock aus weißem Marocain. Erforderlich etwa 1,50 m Blusestoff, 3 m Rockstoff, je 96 cm breit. **Beyer-Schnitte** für 96, 104 cm Oberweite

K 38263. Elegantes Sommerkleid aus schwarzem, rosa gemustertem Chinakrepp und rosa Georgette. Erforderlich etwa 4,15 m gemusterter, 75 cm heller Stoff, je 100 cm breit. **Beyer-Schnitte** für 96, 104 und 112 cm Oberweite

K 27506. Die Anfertigung dieses Kleides erfordert einen porösen Tapastoff, in dem sich die Fäden leicht ausziehen lassen. Hierdurch entstehen am Rande der engen Hüftpasse schmale Fransen, an Leibchen, Schal und blusigen Passeärmeln Durchbrüche. Erforderlich 3 m Stoff, 130 cm breit, 20 cm Besatzstoff, 100 cm breit. **Beyer-Schnitte** für 96 und 104 cm Oberweite

K 28907. Neuartig an diesem Kleid aus patoublauem Flamenga ist die Anordnung der bogigen Passe mit kurzen Puffärmeln aus weiß und blau gemusterter Seidenstoff. Niederrangig wirkt die Form des Leibchens. Erforderlich 2,10 m einfarbiger, 50 cm gemusterter Stoff, je 100 cm breit. **Beyer-Schnitte** für 88 und 96 cm Oberweite



K 38243



K 38263



K 27506 K 28907

K 28954. Die schlichte Form des Kleides aus grünem Kunstseidenmarocain erhält einen aparten Aufputz durch den Schulterkragen, der sich an der rechten Seite schalartig fortsetzt und, wie ersichtlich, mit dunkleren Samtblumen begrenzt wird. Erforderlich 3,55 m Stoff, 96 cm breit. **Beyer-Schnitte** für 92 und 100 cm Oberweite

K 28910. Die Zierde dieses einfachen Kleides aus lavendelblauem Seidenstoff sind Längsbiesen, die nach oben ausspringen und unten in je einer Zacke enden. In der Taille ist das Kleid durch eine geknotete Blende gegürtet. Sehr flott wirkt die Ausschnittschleife aus gestärkter Spitze, die durch Einschnitte geleitet ist. Die Blusenärmel sind an der Innennaht eingereiht. Erforderlich 3,25 m Stoff, 100 cm breit. **Beyer-Schnitte** für 88 und 96 cm Oberweite

K 28911. Sehr neu im Schnitt ist das Kleid aus geranienrotem Wollkrepp in gürteliger Form. Den Leibchenstiel sind Einsatzteile aus weißer Engelshaut untergesteppt, die durch einen Kragen aus schwarzem Panne verbunden sind. Puffärmel. Erforderlich 2,90 m Kleidstoff, 100 cm breit, 25 cm Garniturstoff, 100 cm breit, 25 cm Samt, 90 cm breit. **Beyer-Schnitte** für 96 u. 104 cm Oberweite

K 28912. Der Schick dieses Modells aus pergamentfarbenem Wollgeorgette oder Honan liegt in der aparten Schnittform der Passe und der Ärmel. Dem Kragen scheinen Schalenden aus rotem Georgette untergeknöpft, die vorn ineinander geschlungen werden. Der Rock hat linksseitig bis unten dichten Knopfschmuck. Erforderlich 3,10 m Kleidstoff, 100 cm breit, 50 cm Georgette. **Beyer-Schnitte** für 92 und 100 cm Oberweite

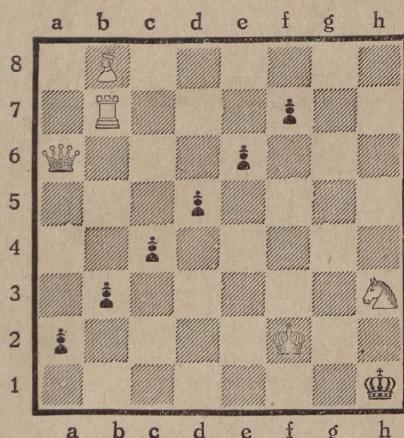
Beyer-Schnittmuster

sind von der Abonnements-Abteilung des Verlages Scherl, Berlin SW 65, Zimmerstraße 35-41, gegen Voreinsendung des Betrages von 90 Rpf nebst 15 Rpf Porto zu beziehen



Das königliche Spiel

Geleitet von F. Sämisch



8
7
6
5
4
3
2
1

Drei leichte Aufgaben für ungeübte Löser.
Nr. 434. Aufgabe Nr. 178
5. L. v. Scarz, Budapest ("Neue Leipziger Blg.").
4. Weiß: Kf2, Da6, Tb7, Lb8, Sh3 (5).
Schwarz: Kh1, Ba2, b3, e4, d5, e6, f7 (7).
Matt in zwei Zügen.

Nr. 435. Aufgabe Nr. 179.

B. Marin ("Falkirk Herald").

Weiß: Kh3, Dh7, Tg3, Sc2 (4). Schwarz: Kh1, Ta3, Te8, Sh8, Be4, f5 (6).
Matt in zwei Zügen.

Nr. 436. Aufgabe Nr. 180.

Dr. G. Zepler, Berlin ("Schwalbe").

Weiß: Ke5, Th5, Ld5, Sg7 (4). Schwarz: Kg6, Bg4 (2).
Matt in drei Zügen.

Lösungen folgen in der nächsten Nummer.

Auf hoher Warte

Den Eins mit her umsrieden alte Bäume.
Der Zwei mit her durchschaut der Zukunft Räume.
Der Ganze, reich an hohen Geistesgaben,
Ist über kleinen Alltagskram erhaben.

27097

Etwas ganz neues!!

Der Schnellverband „Hansaplast elastisch“! Er trägt ein desinfizierendes Mullkissen auf elastischem Heftpflaster-Stoff. Dadurch schmiegt er sich jeder Körperstelle faltenlos an; er gestaltet jede Bewegung ohne zu zerren oder zu verrutschen. Er schützt die Wunde vorm Verschmutzen, wirkt blutstillend und verträgt auch eine gelegentliche Durchfeuchtung beim Waschen oder Baden. In Hausapothen, im Kinderzimmer, in der Werkstatt, auf Wanderungen und beim Sport und Spiel sollte er immer zur Hand sein. Darum besorgen Sie sich ihn noch heut!

HE 272

Hansaplast elastisch

DER IDEALE SCHNELLVERBAND



DR. SANDOWS·DEUTSCHES
FRUCHTSALZ

ERFRISCHEND · BERUHIGEND
In Apotheken und Drogerien zu haben
DR. ERNST SANDOW · HAMBURG 30



Billige Briefmarken

zur Auswahl sendet
Hugo Siegert, gegründet 1893
Altona/Elbe, Alsenplatz 6.



Druckschrift Nr. 3 kostenfrei



H. O. ALBERT WEBER, MAGDEBURG

Am Spieltisch

Skataufgabe Nr. 65

A hat folgende Karten: Kreuz: 10, König, Dame, 9, 8; Pilz: 10, 8; Herz: 9; Karo: As, König.

Aufgabe: Welche Karte spielt A aus, 1. falls B Grand spielt, 2. falls B Null spielt, 3. falls C Null ouvert spielt.

Der Spieler hatte das Spiel jedesmal auf 18 erhalten.

Lösung der Skataufgabe Nr. 64

Jeder der Spieler muss die 8 Karten einer Farbe halten, und im Skat müssen 7 und 8 der vierten Farbe liegen.

Völlig verschieden

Gib der lieblichen Göttin, die Wälder und Flüsse bevölkert,
Einen anderen Kopf; siehe, ein Impfstoß wird draus. 023791

Füllrätsel

a	a	a	a	a	b	b	b	c	c	c	c
d	d	e	e	e	e	e	e	e	e	e	e
g	h	h	h	h	i	i	k	l	l	l	l
m	n	n	n	n	n	n	n	n	n	n	n
o	o	p	r	r	r	s	s	s	s	s	s
s	t	t	t	u	u	u	u	u	u	u	u

w z z
Die Buchstaben ergeben, richtig eingelegt, in den waagerechten Reihen Wörter folgender Bedeutung:

1. Schlachtfest in Böhmen (1866), 2. Stadt in Pommern, 3. dreiseitige Pyramide, 4. Harmonie, 5. katholisches Messerequisit, 6. tierisches Fett, 7. Königin von Ägypten, 8. altgriechischer Brandstifter (Dianatempel von Ephesus), 9. Halluzination, 10. Selbstjustiz, 11. Stadt an der Wolga (Pelze), 12. Stadt in Niederbayern, 13. türkische Stadt am Schwarzen Meer.

27227

HE 272

Patience 35

„Der Komet“ (1 Spiel zu 52)

Aufgabe: Schichten von je 5 Karten mit Farbenzwang auf die Siebenen steigend, auf die Sechsen fallend.

Ausführung: Man zählt vom Block zwei verdeckte Päckchen zu jedem Karten ab, wendet sie und legt das eine vorwärts rechts, das andere vorwärts links bereit. Sie einzusehen, ist nicht erlaubt; ihre obersten Karten sind frei. Freie Könige sind zu einer Querreihe mit größeren Zwischenräumen auszulegen. Sind As oder Dame freie Päckchenarten, so steckt man solche unter ihr Päckchen. Freie Siebenen und Sechsen darf man (unterhalb der Könige) erst auslegen, nachdem der König ihrer Farbe bereits ausliegt. Nun wendet man Karten vom Block, schichtet usw. passende, nicht verdeckbare kommen in einen Haufen, dessen obere Karte frei ist. Freie Päckchenkarten darf man auf den Haufen mit Farbenzwang fallend schichten. Auf einem Päckchenfreiplatz darf man eine beliebige freie Karte legen. Aufspannen der Dreifläze ist erlaubt. Auf freie Päckchenarten darf man mit Farbenzwang Bube bis Sieben fallend, Zwei bis Sechs steigend schichten. Den Block darf man im ganzen dreimal auslegen.

Winf: Es kommt darauf an, die Päckchen rasch zu verbrauchen und die Freiplätze wohlüberlegt zu verwerten. 27031

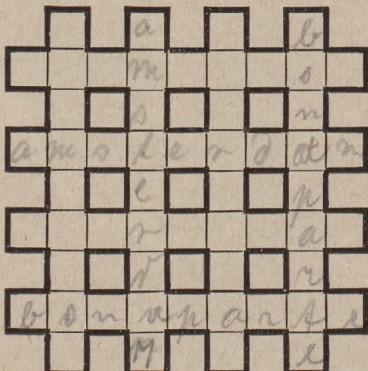
Vorleserätsel

— Land — Bei — Knabe — Burg — Loge
Vor jedes der vorstehenden Wörter ist eine der nachstehenden

Bor jedes der vorstehenden Wörter ist eine der nachstehenden Silben zu sehen, so daß neue sinnvolle Wörter entstehen. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter nennen, in der angegebenen Reihenfolge gelesen, den persönlichen Höhepunkt des Jahres.

chor — e — ei — fort — hom — ir — mam — mel — o
— ra — rek — sa — sie 27213

Gitterrätsel



a a a a a a a a a, b b, d d,
e e e e e e e e, f f, g g, i i,
l l, m m m m, n n n n n n,
o o o o o, p p p p, r r r r r r,
s s s, t t t t t, y

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, waagerecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung: 1. Bildhauer in der griechischen Sage, 2. Stadt in Holland, 3. Gestalt aus Beethovens "Fidelio", 4. Familiename Napoleons. 28671

Kreuzworträtsel

Bedeutung der einzelnen Wörter a) von links nach rechts: 1. Teil des Hauses, 2. Körnerfrucht, 3. Kriemhilds Mutter, 4. Nadelbaum, 10. Stadt in Lippe, 12. Sohn Jakobs, 14. Schlüss, 15. Kurort am Gardasee, 19. Raubtier, 21. Titel, 23. biblische Frauengestalt, 25. Stadt in der Provinz Sachsen, 26. Gedichtart, 27. geformtes Brot, 28. Wärmespender;

b) von oben nach unten: 1 Raubvogel, 2 Fußweg, 3 Stammvater, 5 amerikanisches Gebirge, 6 weiblicher Vorname, 7 Astrolog Wallenstein, 9 Stadt im abgetrennten Schleswig, 11 Stadt in 12 Apostel der Gründerkirche, Befehlshaber, 27149

Silbenrätsel

amts — ben — bruch — bund — däm — de — e — el — en —
fer — ge — glok — in — ka — ken — ken — ken — ko —
le — li — lieb — lip — lo — me — mó — ne — nif — o —
— ort — pferd — pi — re — rich — ro — rung — schlä —
se — sie — spiel — tek — ter — ti — tí — tiv — tri —
— tür — ye — ve — ver — vol — wol

Aus vorstehenden 51 Silben sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Sprichwort ergeben (ch ein Buchstabe).

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Wasserkatastrophe, 2. Giraffenart, 3. musikalisches Instrument, 4. Echels und Kriemhildes Sohn, 5. Zugmaschine, 6. Zwielicht, 7. Schußwaffe, 8. Zögling, 9. Geheimpolizist, 10. Regelschnitt, 11. Lilien, 12. Ränke, 13. baumbewohnendes Nagetier, 14. Rundtanzt, 15. juristischer Beamter, 16. Dichthäuter. 27177



Achtung! Salzsteuer!

Leider wird auch das gesundheitsfördernde Gebrauchssalz für Küche und Tafel, das

ECHTE LÜNEBURGER JOD - SPEISESALZ

von der neuen Salzsteuer betroffen. Es wird daher rechtzeitige Eindeckung empfohlen.

Beachten Sie, daß von dem Echten Lüneburger Jod-Speisesalz **ca. 30 % weniger** genommen werden muß als von gewöhnlichem Kochsalz, da es die Eigenschaft hat, die Zunge salzempfindlicher zu machen. Dieses ist für die Beurteilung des Preises maßgebend. Unsere Preise sind jetzt noch

RM 0,25 für das Pfund-Paket
RM 0,45 für das Kilo-Paket

Nur echt in der bekannten Würfelpackung mit dem Giebel.
Zu haben in allen guten Drogen- und Lebensmittelgeschäften.

Generalvertrieb: Nordisches Erzkontor G. m. b. H. Lübeck

